1,60 DM / Band 300
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

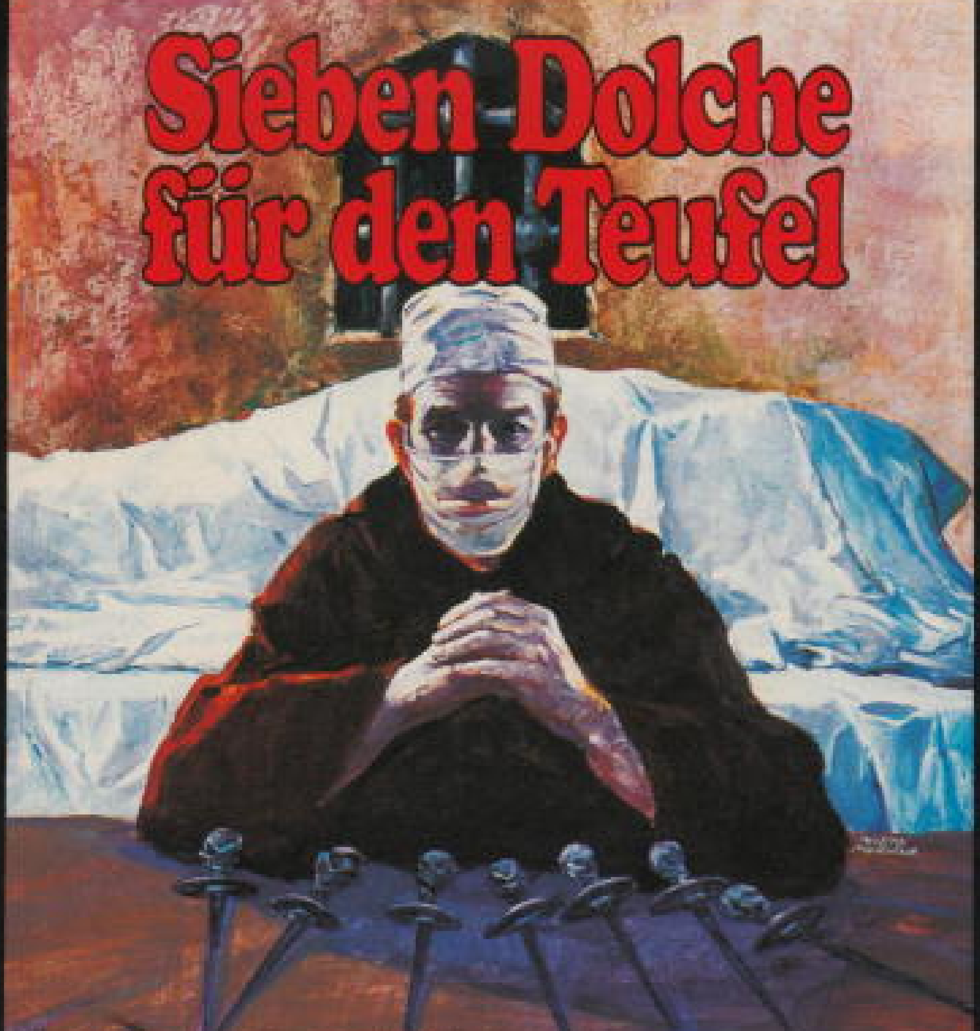
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 35 / Frankreich F 5,- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2,- / Spanien P 100



Sieben Dolche für den Teufel

John Sinclair Nr. 300

Teil 1/2

von Jason Dark

erschienen am 03.04.1984

Titelbild von Manuel Prieto

Sinclair Crew

Sieben Dolche für den Teufel

Aus der tiefblauen Dunkelheit stieß ein noch dunklerer Arm hervor und umklammerte zielsicher mit einer fellbedeckten Klaue den Hals des schlafenden Mannes.

Der Kopf des Schläfers wurde in die Kissen gedrückt, und der harte Druck, der seine Kehle umspannte, ließ ihn erwachen. Gleichzeitig riß er Mund und Augen auf. Sehen konnte er nicht viel.

Vielleicht einen Schatten, der quer über seinem Gesicht lag. Dafür bekam er keine Luft mehr, wollte dennoch Atem holen, was nicht klappte.

Der Mann bekam Angst.
Zunächst dachte er noch an einen Traum, bis er feststellen mußte, daß seine Atemnot Wirklichkeit war.
Sofort steigerte sich die Angst zur Panik.
Hatte er vor Sekunden noch ruhig dagelegen, änderte sich dieser Zustand schlagartig. Er bewegte seinen Körper, schlug mit den Armen um sich, trat die dünne Decke weg, die seinen Oberkörper bedeckte, und bäumte sich auf.
Der andere war gnadenlos. Eisenhart drückte die Pranke des Unheimlichen die Kehle des Menschen zusammen. Sie raubte ihm die Luft und der Erwachte stand bereits dicht an der Bewußtlosigkeit.
Er konnte nichts mehr klar unterscheiden. Die Dunkelheit vor ihm blieb zwar, doch wurde von seltsamen, grauroten Streifen durchbrochen, und gleichzeitig wurden die Bewegungen des Mannes schlapper.
Das Ende näherte sich mit gewaltigen Schritten.
Noch einmal versuchte er es, stemmte die Hacken ein, bewegte zuckend die Füße und spürte, daß der Druck schlagartig nachließ.
Er konnte wieder atmen.
Ein saugendes Geräusch entstand, als er die Luft durch seinen weit geöffneten Mund in die Kehle holte. In seinem Kopf war ein dumpfes Hämmern zu hören. Das Blut schien heiß geworden zu sein und mit großer Geschwindigkeit durch seine Adern zu fließen.
Allmählich wichen auch die seltsamen Streifen vor seinem Gesicht, und er schaute in die Schwärze Aber da war nichts mehr.
Nicht einmal die Würgeklaue, die um seinen Hals gelegen hatte.
Sollte er sich so geirrt haben? Der Mann blieb zunächst starr liegen. Sein Brustkasten hob und senkte sich unter den heftigen Atemzügen. Die Augen brannten. Ohne das er es wollte, hatten sie sich mit Tränen gefüllt Rechts und links des Körpers lagen die Arme auf dem Laken. Unter den Handflächen spürte der Mann die Nässe. Es war sein eigener Schweiß, der das Laken getränkt hatte.
Auch die dünne Nachtkleidung klebte an seinem Körper, und als er wieder heftig Luft holte, begann er zu keuchen und zu würgen.
Ein starker Hustenanfall schüttelte ihn. Sein Hals brannte. Gerade diese beiden Tatsachen ließen darauf schließen, daß er keinen Alptraum, sondern all den Schrecken in der Realität erlebt hatte. Es mußte jemand im Zimmer gewesen sein.
Oder war er noch da?
Der Mann auf dem Bett riß die Augen so weit auf, wie es ging. Er starrte in die Dunkelheit, weil er sich nicht traute, das Licht anzuknipsen.
Der Mann erinnerte sich daran, daß er schon öfter in der Nacht aufgewacht war, aber niemals zuvor hatte die absolute Finsternis

erlebt.

Das konnte keine natürliche Ursache haben.

Aus diesem Grunde wollte er endlich Licht haben, wälzte sich auf die rechte Seite und streckte den Arm aus, um den kleinen, an der Lampenschnur angebrachten Schalter herumzulegen.

Mitten in der Bewegung erstarrte er, denn er vernahm aus der Dunkelheit die drohende Stimme.

»Laß es!«

Die Hand des Mannes zuckte zurück, als hätten die Fingerkuppen glühendes Eisen berührt.

Also doch. Es hielt sich jemand in seinem Schlafraum auf. Als ihm dies bewußt wurde, rann ihm vor Angst eine Gänsehaut über den Rücken.

Er gehorchte, blieb liegen, um sich plötzlich mit einem Ruck aufzurichten. In seinem Kopf spürte er den Schwindel und vernahm im selben Augenblick wieder die kalte Stimme.

»Liegenbleiben!«

Der Mann schnellte zurück. Der andere hatte so deutlich gesprochen, daß es nicht nach einem Scherz klang. Was hier passierte, war grausamer Ernst.

Auf dem Rücken blieb er liegen und spürte wieder den eigenen Schweiß. Seine Furcht war so groß, daß er kaum wagte, Atem zu holen. So blieb ihm nichts anderes übrig, als abzuwarten, was der Eindringling von ihm wollte.

Es verstrich Zeit. Der Mann lauschte in die Dunkelheit, doch der andere verriet sich mit keiner Reaktion. Da war kein Atem zu hören, kein Schaben oder Scharren, rein gar nichts.

Nur etwas störte den im Bett Liegenden. Es war der Geruch nach Verbranntem. So ähnlich mußte Schwefel riechen, wenn man ihn angezündet hatte.

Konnte das tatsächlich sein?

»Du bist Lu Benhai?« wurde er plötzlich angesprochen.

»Ja, der bin ich.«

»Und du dienst deinem Herrn in aller Treue?«

»Ja, ich diene ihm.«

»Heißt dein Herr Mandra Korab?«

»Das stimmt, so lautet sein Name.«

»Und er ist nicht im Hause?«

»Nein, er kommt erst in den nächsten Tagen zurück. Die Diener und ich bewachen den Palast.«

Aus dem Dunkel klang ein Lachen. »Davon habe ich nichts bemerkt. Ich habe leicht eindringen können. Aber lassen wir das. Du kannst dir bestimmt vorstellen, daß ich nicht ohne Grund gekommen bin, mein Freund.«

»Willst du stehlen?« fragte Lu Benhai und hätte sich am liebsten auf den Mund geschlagen, daß ihm eine solche Frage überhaupt herausgerutscht war.

Dem anderen machte sie nichts aus. Im Gegenteil, er lachte und gab Lu recht. »Ja, ich bin gekommen, um etwas zu stehlen, und du wirst mir dabei helfen, Lu Benhai.«

»Nein, nie!« schrie der Mann. »Ich…«

Da war die Pranke wieder. Sie kam wie ein Pfeil aus der Dunkelheit und fand zielsicher ihr Opfer.

Wie bei der ersten Attacke, so wurde Lu Benhai auch jetzt radikal die Luft genommen. Er hatte nicht einmal zuvor atmen können, der Angriff war einfach zu überraschend erfolgt.

Er konnte jedoch hören. Deshalb vernahm er auch die Stimme.

»Wer sich bei mir weigert, ist verloren. Willst du sterben, Lu Benhai?«

Sprechen konnte der Diener nicht, deshalb schüttelte er den Kopf, wobei die Fellpranke nach wie vor auf seinem Mund blieb.

»Dann wirst du mir gehorchen?«

Lu Benhai deutete so etwas an wie ein Nicken. Das reichte dem anderen, er zog seine Pranke zurück, und der Diener bekam endlich wieder Luft. Reden konnte er nicht, er mußte erst ein paarmal tief durchatmen, bis es ihm besser ging.

Es vergingen nur ein paar Sekunden, bis er die Stimme des Fremden abermals vernahm. »Du wirst mir das besorgen, was ich haben möchte. Hast du verstanden?«

»Ja.«

»Kannst du dir denken, was es ist?«

»Nein, Sahib, das kann ich nicht.«

»Aber du kennst den Palast, du weißt, wo alles steht.«

»Mein Herr vertraut mir.«

»Dann wirst du mir auch sicherlich zeigen können, wo dein Herr die sieben Dolche versteckt hat.«

Lu Benhai bekam einen so großen Schrecken, daß er sich beim Atmen »verschluckte«. Mit allem hatte er gerechnet, doch was dieser im Dunkel lauernde Unbekannte von ihm verlangte, war ungeheuer. Das konnte er nicht mitmachen, und ohne es eigentlich zu wollen, drang ein geflüstertes »Nein!« über seine Lippen.

Der andere hatte es gehört. »Dann wirst du sterben. Nicht nur einen, sondern 1000 Tode…«

»Aber ich habe einen Schwur geleistet…«

»Wenn die Hölle ruft, vergißt man jeden Schwur«, sagte der andere mit dumpfer Stimme. »Steh jetzt auf und bewege dich durch das dunkle Zimmer auf die Tür zu. Du, Lu Benhai, wirst mir zeigen, wo ich die Dolche finden kann. Sieben Dolche brauche ich. Sieben…«

Der Diener wußte, daß er nicht anders konnte. Und er hoffte, daß ihm sein wahrer Herr verzeihen würde. Natürlich wußte Lu Benhai, wo die Dolche lagen, aber er hütete sich, dieses Wissen auch auszuspielen. Deutlich erinnerte er sich an die Warnungen des Mandra Korab, die Dolche nicht einmal zu berühren.

Lu Benhai kannte das Geheimnis nicht, das sich um diese seltsamen Waffen rankte. Er wußte nur, daß es etwas Besonderes war.

Und dieses Geheimnis sollte tief in der Vergangenheit des Landes Indien begraben sein. Man sprach von Göttern und götterähnlichen Geschöpfen, denen die Dolche einmal gehört hatten.

Sie waren dazu bestimmt, Böses zu bekämpfen. Und nun wollte sie ein Böser in Besitz nehmen.

»Beeil dich!« hörte er wieder die Stimme aus dem Dunkel. »Ich will sie haben, und das sehr schnell.«

»Ja, ja, ich…« Der Mann war völlig durcheinander, schwang seinen Körper herum und setzte sich auf die Kante seiner niedrigen Liegestatt. Mit einem Ruck stand er auf.

Wieder überkam ihn der Schwindel. Man konnte es als Folge der brutale Angriffe bezeichnen, und Lu Benhai schwankte, als er die ersten Schritte ging.

Er diente Mandra Korab bereits einige Jahre, genoß dessen Vertrauen und kannte in dem Palast jeden Winkel. Das wußte der andere auch. Umsonst hatte er sich Benhai nicht als Gehilfen ausgesucht.

Wie ein Schlafwandler schritt Lu Benhai quer durch den Raum.

In seinen Augen brannten Tränen der Scham. Er war gerade dabei, das Vertrauen seines Herren zu mißbrauchen, und das konnte er nicht überwinden.

Der andere ging hinter ihm. Bisher hatte ihn Benhai noch nicht gesehen. Er wußte nicht, ob der Eindringling klein, groß, dünn oder dick war. Eines stand jedoch fest.

Er war gefährlich!

Und zwar auf eine gewisse Art und Weise gefährlich, die man nicht erklären konnte.

Lu Benhai war ein Kind des gewaltigen Subkontinents Indien. Er wußte, das es geheimnisvolle Gestalten, Personen und Riten gab, die wohl nur von den Göttern verstanden wurden. Gerade sein Herr Mandra Korab kannte sich in den Dingen aus, und er hatte ihn auch immer wieder vor gefährlichen Dämonen gewarnt Lu Benhai wurde einfach das Gefühl nicht los, zusammen mit einem Dämon das Zimmer zu durchqueren. Und diese Gestalt befand sich nun hinter ihm. Er hörte sie nicht. Keine Schrittgeräusche drangen an seine Ohren. Der andere verstand es meisterhaft, sich lautlos zu bewegen. Gerade dies war für den Diener ein Zeichen, es mit einem ungewöhnlichen Menschen oder sogar einem Dämon zu tun zu haben. Er schüttelte

sich, als er daran dachte. Seine Tür hatte er ge-, aber nicht verschlossen. Als er die Klinke nach unten drückte, überlegte er, ob er den anderen in die Irre führen konnte.

Nein, das hatte keinen Sinn. Der Gegner war stärker und hatte sich bestimmt zuvor erkundigt.

Also ließ er es bleiben und schob sich durch den offenen Türspalt in den Flur.

Es war ein breiter Gang. Er endete im Wohntrakt seines Herrn Mandra Korab. Zu den Gewölben allerdings ging es zuvor rechts ab.

Der Gang war nicht dunkel.

Wandleuchten verbreiteten einen milden Schein, der über die kostbaren Teppiche und Gemälde fiel, die Mauern und Boden bedeckten.

»Wenn du dich umdrehst, bist du verloren!« hörte Lu Benhai die Stimme des anderen.

»Ich werde weitergehen, Sahib«, antwortete der Diener mit zitternder Stimme.

»Bring mich zu den Gewölben!«

»Ja, Sahib!«

Sie schritten den Gang weiter und drehten kurz vor einem geschwungenen Deckenbogen rechts ab.

Eine weitere Tür mußte geöffnet werden, um den Weg in den Keller finden zu können.

Es war ein düsteres Gewölbe, das sie aufnahm. Mandra Korab hatte auch hier für elektrisches Licht gesorgt. Sie durchquerten einen großen Vorratsraum, einen Maschinenkeller, in dem Geräte standen, die den Palast, wenn es sein mußte, von der Stromversorgung unabhängig machten, und dann gelangten sie in einen Teil, den Mandra Korab wie einen Schatz hütete. Er war verschlossen, und auch Lu Benhai besaß keinen Schlüssel. Bisher hatte er sich nicht getraut, es dem hinter ihm gehenden Unbekannten mitzuteilen, nun stand er an der Schwelle zur Wahrheit.

»Weshalb öffnest du nicht?« fragte die Stimme.

»Sahib, ich besitze keinen Schlüssel.« Lu Benhai zitterte vor Angst. Er trug nur ein dünnes Nachtgewand. Im Keller war es zudem kühl, und auf seinen Körper hatte sich eine Gänsehaut gelegt, die dazu beitrug, das Zittern noch mehr zu steigern.

»Lügst du?«

»Nein, Sahib.«

»Es ist gut«, sagte der andere. »Ich werde die Tür auf meine Art öffnen. Geh einen Schritt nach rechts, aber hüte dich, auch nur nach hinten zu schielen!«

Der Diener gehorchte. Er war kaum zur Seite ausgewichen, als er das Zischen vernahm. Im nächsten Moment glaubte er sich in einen Traum

versetzt zu sehen, denn dicht an ihm vorbei schoß ein glühendroter Strahl, der direkt die Tür traf.

Er zerschweißte sie.

Staunend beobachtete der Diener, wie das Schloß und ein Teil der Tür einfach herausgeschnitten wurden, verdampften, in Tropfen nach unten fielen und so einen Durchgang schufen, den der Diener nehmen konnte.

Wenn er bisher noch einige Zweifel gehabt hatte, so waren diese nun aus der Welt geschafft worden. In der Tat mußte die Person hinter ihm mit Kräften ausgestattet sein, die man als übermenschlich oder dämonisch ansehen konnte.

Er hätte diese Tür nie so aufbrechen können. Der andere schaffte es allein durch seine Geisteskraft, das konnte Lu kaum begreifen und schluckte ein paarmal.

»Geh hinein!«

Lu Benhai schritt vor. Er duckte sich, als er durch das Loch schritt. Der Keller dahinter gehörte Mandra Korab. Nur selten durfte ihn ein anderer außer Mandra betreten und wenn, dann nur in Begleitung des Besitzers. Mandra hatte nie darüber gesprochen, was er alles in den Räumen aufbewahrte, unter anderen aber die sieben Dolche, und das wußte auch der Diener. Für seinen Herrn waren die Waffen ungemein wichtig, denn sie gaben ihm die Kraft, gegen das Böse anzutreten.

»Geh schneller!«

Lu Benhai hörte den Befehl. Er tauchte tiefer in das Dunkel, das sich seltsamerweise nach wenigen Schritten schon erhellte. Ein geheimnisvolles Licht strahlte von der Decke und tauchte den Keller in einen grüngelben Schein.

Es waren keine Lampen zu sehen, dennoch besaß das Licht einen natürlichen Ursprung, denn der Diener hatte bei seinem Eintritt einen Kontakt berührt, der die versteckt angebrachten Lampen aufglimmen ließ.

Sie befanden sich in einem Gewölbe. Mauern aus rohem Fels und kieselartigen Steinen umgaben sie. Auch Bögen, die wie Brücken von einem Ende der Mauer zum anderen liefen. Und kleine Nischen, in denen etwas versteckt werden konnte. Außerdem eine Decke, die niemals ein gleichbleibendes Höhenniveau besaß.

Einmal war sie höher, dann schwang sie wie der Körper eines gefährlichen Rochens in die Tiefe. Die Höhle konnte man als ein regelrechtes Kunstwerk bezeichnen, und sie war genau der richtige Aufbewahrungsort für die kostbaren Waffen.

Die Nischen waren zum Großteil besetzt. Was sich in den dort stehenden Kisten und Kästen befand, war auch Lu Benhai unbekannt, aber er wußte, wo die sieben Dolche lagen.

Dort ging er hin.

Je mehr er sich der Stelle näherte, um so stärker zitterten seine Knie. Er suchte nach einer Möglichkeit, dieser schrecklichen Lage zu entkommen. Sosehr er seine Chancen auch abwog, er schaffte es nicht, einen Ausweg zu finden.

Die Dolche befanden sich in einem Schrein, der reich verziert und aus kostbarem Ebenholz hergestellt und an den Seiten mit goldenen Beschlägen versehen war. Der Schrein konnte nur von oben geöffnet werden. Man mußte eine Klappe in die Höhe ziehen. Davor blieb Lu Benhai stehen. Der andere wartete einige Sekunden.

»Dort liegen sie, nicht wahr?«

»Ja, Sahib.«

Lu Benhai unternahm einen letzten Versuch. »Sahib, ich tue alle, was du von mir verlangst, aber bitte nicht dieses eine. Laß uns gehen, ich werde dir dienen…«

»Ich will überhaupt nicht, daß du alles für mich tust. Du sollst nur den Schrein öffnen.«

»Sahib, ich…«

Wieder war die Klaue da. Sie hieb in den Nacken des Inders und preßte den Hals so hart zusammen, das Lu keine Luft mehr bekam und ein dumpfes Röcheln über seine Lippen drang.

Er wußte, daß er keine Möglichkeit mehr besaß und deutete durch ein Nicken sein Einverständnis an. Die Klaue ließ ihn los. Lu Benhai sackte nach vorn. Er stützte sich mit beiden Händen auf der Truhe ab, während der keuchende Atem über seine Lippen floß.

Vor ihm schimmerte der Griff. Die Truhe oder der Schrein war nicht abgeschlossen, es mußten andere Sicherheiten eingebaut worden sein. Welche das genau waren, davon hatte Lu auch keine Ahnung.

»Öffne!«

»Ja, Sahib.«

Mit zitternder Hand umfaßte Lu Benhai den Griff. Noch zögerte er, dann setzte er Kraft ein, seine Muskeln spannten sich, und der Deckel schwang langsam in die Höhe.

Noch sah er nichts, der Spalt war nicht groß genug. Je weiter er den Deckel aufzog, um so heller wurde es im Innern des Schreins, denn dort glühte automatisch eine Lampe auf, so daß der Diener schon hineinschauen und etwas erkennen konnte.

Er sah die Dolche.

Sie waren außergewöhnlich und wunderschön. Helfer im Kampf gegen das Böse und mit normalen Messern nicht zu vergleichen.

Die Klingen bestanden aus Metall. Schwarz wie die Nacht war es.

Das absolute Dunkel, ohne eine Spur von Helligkeit.

Anders die Griffe.

In einem dunklen Rot schimmerten sie und bildeten einen besonderen Kontrast zu den Klingen. Ihr Inneres befand sich in

Bewegung, denn dort verteilten sich schlierenartige Gebilde, über deren Herkunft und Funktion der Diener nichts wußte.

Das alles nahm er innerhalb einer Sekunde wahr. Aber er sah noch mehr.

Neben den Dolchen lag ihr Hüter.

Ein grünes Etwas.

Eine Schlange.

Hochgiftig und aggressiv.

Sie besaß den Auftrag, Unbefugte abzuwehren, denn sie gehorchte nur ihrem Meister Mandra Korab.

Lu Benhai war es nicht.

Die Schlange schnellte plötzlich in die Höhe. Lu wollte noch weg, doch seine Reaktion war einfach zu langsam. Der Schlange gelang es, ihre Zähne in die rechte Hand des Mannes zu hacken und das tödliche Gift zu verspritzen.

Lu zuckte zurück, schleuderte den Arm in die Höhe und schrie gellend auf…

***

Noch während der Schrei durch das Gewölbe klang, war Lu bewußt geworden, daß sein Leben nur noch Sekunden dauern würde.

Die Schlange hatte es tatsächlich geschafft. Er konnte der tödlichen Dosis nicht mehr entgehen, kippte nach vorn und sah noch etwas innerhalb des Schreins.

Es war das Schwert.

Eine Waffe, mit der sich Lu wehren konnte, und sie lag waagerecht oberhalb der senkrecht liegenden Dolche.

Lu Benhai wußte, daß er einen Fehler gemacht hatte. Er hatte das Vertrauen seines Herrn mißbraucht. Durch den Tod würde er dafür bestraft werden. Doch kurz vor seinem Ableben wollte er sich noch einmal rehabilitieren. Er umklammerte mit der linken Hand den Schwertgriff.

Er riß die Waffe hervor, wirbelte herum und schrie auf, während er nach der Person schlug, die jetzt vor ihm stand und die er zum erstenmal zu Gesicht bekam.

Seine Augen weiteten sich vor Schreck.

Das durfte nicht wahr sein.

Vor ihm stand kein Mensch, sondern ein Dämon.

Der Teufel!

Lu Benhai war Inder. In seiner Mythologie und Religion kam der Teufel nicht in der Gestalt vor, wie ihn die Europäer sahen.

Dennoch wußte er, wen er vor sich hatte, denn Mandra Korab hatte ihm genug von diesem übermächtigen Dämon berichtet.

Lu sah das dreieckige Gesicht, diese häßliche, fellbesetzte Fratze, die

glühenden Augen, den klumpigen Fuß, die Klauen, die leicht abgewinkelten Arme – ein Bild des Horrors.

Und der Teufel lachte. »Schlag zu!« schrie er. »Schlag zu!«

Lu Bensai wußte, daß ihm höchstens noch Sekunden blieben, dann würde ihn das Gift töten.

Er schleuderte seine Klinge nach vorn.

Ein wuchtiger Hieb, der auch getroffen hätte, doch der Inder unterschätzte den Teufel und dessen Möglichkeiten. Mitten in der Bewegung wurde Lu erwischt.

Es war ein magischer Angriff, der ihn traf. Sein Körper zuckte, etwas umtanzte ihn, das man als Flamme bezeichnen konnte, und im nächsten Moment sackte er zusammen, wobei sich sein Körper allmählich auflöste und nur noch Staub zurückblieb.

Sogar das Schwert war vergangen und die Schlange ebenfalls.

Der Teufel lachte. Er war zufrieden. Ein Mensch hatte ihm den Weg zu den wichtigen Dolchen gezeigt, und er brauchte die Waffen jetzt nur noch an sich zu nehmen. Das war alles…

Bedächtig ging er vor. Seine Füße verteilten die Asche, und er blieb dicht neben dem Schrein stehen. Da lagen sie.

Ein häßliches Grinsen zog über das Gesicht des Teufels, als er in den offenen Schrein starrte. Sieben Dolche!

Sieben Dolche für den Teufel! Richtig eingesetzt, konnten sie ihm sehr gefährlich werden, aber der Satan wollte nicht, daß sie das wurden. Er hatte sich auf den Weg gemacht, um all das zu zerstören, was auch zu seinem Ende führen konnte.

Die letzten Tage und Wochen waren schlimm gewesen. Von allen Seiten hatten sich die Gegner auf ihn gestürzt und nach Möglichkeiten gesucht, ihn zu vernichten.

Ob es die Großen Alten oder andere Dämonen waren, man wollte den Teufel nicht mehr haben, sondern ein eigenes Süppchen kochen. Dabei hatten alle vergessen, daß der Teufel auch kämpfen konnte, und er besann sich wieder auf seine ureigensten Fähigkeiten.

In der Vergangenheit hatte er sich nichts gefallen lassen. Die Menschen zitterten vor ihm, wie auch andere Dämonen. Vielleicht hatte er einen großen Fehler begangen und sich auf seinem Ruhm ausgeruht. Das hatten seine Gegner bemerkt, und sie waren nun dabei, zurückzuschlagen. Aber der Satan gab nicht auf. Er nahm den Kampf an, nur mußte er zunächst sämtliche Hindernisse aus dem Weg räumen, die ihm gefährlich werden konnten.

Dazu zählten unter anderem die sieben Dolche. Waren sie einmal verschwunden, hatte der Satan dein Sinclair-Team in gewisser Hinsicht eine Schlappe zugefügt, denn der Besitzer dieser Dolche war ein Freund des Geisterjägers.

Asmodis war zufrieden.

Er hütete sich allerdings, die Dolche anzufassen. Sie waren mit einer starken Magie gefüllt, und er wußte nicht, ob diese Magie ihn schwächte. Satan besaß andere Möglichkeiten.

Die der Telekinese, zum Beispiel.

Er würde die Dolche mit reiner Gedankenkraft lenken und stehlen können. Wenn er wollte, sollten sie sich aus dem Schrein erheben und sich dorthin begeben…

Seine Gedanken stockten. Etwas geschah mit den Waffen. Die Klingen blieben normal, nur innerhalb der Griffe tat sich etwas. Sie leuchteten plötzlich auf, strahlten regelrecht, und die schlierenartigen Gebilde in den Griffen gerieten in Bewegung. Spürten sie die Schwarze Magie? Alles lief darauf hinaus. Asmodis wußte, daß er sich beeilen mußte, sonst wurden ihm die Dolche noch gefährlich.

Hoch hob er seine Arme. Die Fratze verzerrte sich noch stärker.

Er strengte sich unwahrscheinlich an, konzentrierte alle Kräfte auf die Dolche, und es gelang ihm tatsächlich, sie zu beeinflussen.

Allmählich verließen sie den samtenen Untergrund und schwebten in die Höhe.

Asmodis trat zwei Schritte zurück. Aus der Entfernung steuerte er die Waffen. Es gelang ihm tatsächlich, sie so zu beeinflussen, wie er es wollte.

Der Reihe nach jagten die Dolche der Decke entgegen. Dort wischten sie hin und her, bildeten ein Zickzack-Muster, und die Griffe zogen ein Leuchten hinter sich her, als wären sie Kometenschweife.

»Hinweg!« brüllte der Teufel. »Hinweg mit euch in alle Welten! Verschwindet und kommt nie zurück! Dimensionen, freßt sie auf, laßt sie bei euch. Sieben Dolche für den Teufel. Siebenmal Tod, aber nicht für mich. Fort mit diesen Waffen.«

Seine Stimme hörte sich an wie das urwelthafte Grollen eines Monstertieres, und sie füllte den gewaltigen Raum unter der Erde völlig aus. Schaurige Echos jagten durch das Gewölbe, das plötzlich an der Decke aufriß und eine gewaltige Druckwelle produzierte.

Satan setzte Magie in Vollendung ein.

Die Druckwelle packte die sieben Dolche. Sie wirbelte sie durcheinander, und über ihnen entstand ein riesiges Loch am Himmel, das mit Rauch und Flammen ausgefüllt war.

Magische Flammen.

In sie hinein stießen die Waffen.

Sie glichen Kometen oder winzigen, explodierenden Sternen, als sie innerhalb der Feuerwolke verschwanden.

Waren sie zuvor noch zusammengeblieben, so trieb der Druck sie nun auseinander. Der Teufel hatte befohlen, der Teufel wollte es so, und der Teufel bekam recht.

Die sieben Dolche fanden ihren Weg.

Verschiedene Wege, wohlgemerkt. Satan hatte sie nicht zerstören können, aber es war ihm gelungen, sie außer Gefecht zu setzen.

Aus diesem Grunde lachte er.

Er lachte rauh, höllisch, gellend und triumphierend. Donnernd hallte es durch das Gewölbe, schien die alten Wände zerreißen zu wollen, so laut klang es.

Und der Teufel stieg wie eine gezündete Rakete in die Höhe. Umtanzt vom magischen Flammenschein mit bläulich leuchtendem und verzerrtem Gesicht jagte er in die rote Feuersbrunst hinein, die ihn schluckte wie ein Ofen das Papier.

Auf dem Weg zur Macht hatte der Teufel ein großes Hindernis beseitigt. Dachte er…

***

Man konnte unseren Zustand mit einem Wort umschreiben, als wir wieder in London eingetroffen waren.

Erschöpfung!

Suko und ich waren tatsächlich erschöpft, fertig, ausgelaugt, denn Rio hatte uns geschafft. Nicht einmal so sehr die Stadt, vielmehr der Dämon, mit dem wir es zu tun bekommen hatten.

Er hieß Krol, war ein gewaltiger Krake und gehörte zu den Großen Alten.

Fast wäre es ihm gelungen, seinen Plan zu erfüllen. Kara, Suko und ich hatten gekämpft wie die Löwen und ihn wieder zurückschlagen können. Doch ein Problem blieb weiterhin bestehen.

Das hieß Myxin!

Der kleine Magier hatte sich von Kara getrennt und ging nun seinen eigenen Weg. Mit dem unsrigen hatte er nicht mehr viel gemeinsam, denn Myxin sah uns als Feind an.

Darüber kam Kara kaum hinweg. Sie wollte auch ihren Weg erst einmal allein gehen und mit sich ins Reine kommen, deshalb nahm sie meinen Vorschlag, in unserer Nähe zu bleiben, nicht an und begab sich zu den magischen Steinen.

Zum Glück hatte sie ihre Waffe, das Schwert mit der goldenen Klinge, dem kleinen Magier wieder abnehmen können. So war Kara nicht völlig schutzlos, obwohl der Trank des Vergessens, von dem sie einen winzigen Schluck zu sich genommen hatte, nicht mehr wirkte.

Alles war wieder normal. War es das wirklich? Suko und ich wollten nicht so recht daran glauben. Es braute sich etwas zusammen, und auch das Sinclair-Team war schwer angeschlagen worden. Denn Myxin hatte uns früher viel helfen können.

Während des langen Flugs hatte ich Zeit genug, darüber nachzudenken, wie ich zu Myxin stand. Haßte ich ihn? Ich hatte mich sehr intensiv damit beschäftigt, war aber zu keinem Ergebnis gelangt.

Ein gewisses Gefühl der Gleichgültigkeit blieb zurück, mehr auch nicht. Haß konnte ich gegen den kleinen Magier nicht empfinden, dafür hatte er zu oft an meiner und unserer Seite gekämpft.

In London sprach Sir James ein Machtwort. Er ordnete einen Tag absolute Ruhe an.

»Und wenn die Welt untergehen sollte, Sie werden keine Anrufe entgegennehmen.«

Diese Worte hatte ich noch im Ohr, als mich ein Klingeln aus dem tiefen Schlaf riß. Ich wollte nicht an den Apparat gehen, wälzte mich schon zur anderen Seite, aber das Klingeln hörte nicht auf.

Schließlich tat ich es doch, hob den Hörer ab und bekam keine Verbindung.

Der unbekannte Anrufer hatte bereits aufgelegt. Wahrscheinlich nahm er an, mich zu Hause nicht erreichen zu können. Etwas hatte er aber erreicht. Ich war inzwischen wach, schaute auf meine Uhr und stellte fest, daß Mitternacht längst vorüber war.

Ich verspürte Durst, stand auf, ging in die Küche, trank einen Schluck Saft und dachte darüber nach, wer wohl der Anrufer gewesen sein konnte.

Ich kam auf Myxin, sehnt leite gleich darauf den Kopf. Nein, der kleine Magier hätte sich auf andere Art und Weise gemeldet und wäre auch sicherlich nicht so friedlich gewesen.

Ich legte mich wieder hin, blieb auf dem Rücken und starrte die Decke an. Grau schwebte sie über mir Ich konnte nicht mehr einschlafen. Zuviel durchströmte meinen Kopf. Es war wie ein Kreisel, in dem sich die Gedanken bewegten, aber der Kreisel blieb. Er löste sich nicht auf, so daß ich nicht zu einem Ergebnis kam.

Etwa eine Stunde verging, als ich endlich wieder in einen leichten Schlummer fiel.

Aus ihm wurde ich prompt herausgerissen, denn abermals meldete sich das Telefon.

Diesmal war ich schneller.

»Endlich!« hörte ich eine mir bekannte Stimme, die ich allerdings nicht sofort einordnen konnte, denn sie klang dünn, und der Anrufer schien weit entfernt zu sein. »Bitte, mit wem bin ich verbunden?«

»Weshalb so förmlich, John?« Jetzt wußte ich Bescheid.

»Mandra« schrie ich. »Verdammt, Mandra Korab!«

»Genau, John.«

»Von wo rufst du an?«

»Nicht aus Indien. Ich befinde mich auf dem Weg nach London. In Bahrain sind wir gerade zwischengelandet. Ich komme heute noch zu dir. Wir müssen dringend miteinander reden, John.«

»Was ist denn geschehen?«

»Man hat mir etwas gestohlen.«

Mandra machte es wirklich spannend. »Und was?« fragte ich ihn.
»Die sieben Dolche!«
Ich zuckte zusammen. Fast wäre mir der Hörer noch aus der Hand gerutscht. Im Licht der Lampe sah ich eine Gänsehaut auf meinem Arm. »Das darf doch nicht wahr sein!« hauchte ich.
»Es stimmt aber.«
»Und wer war es?«
»Keine Ahnung, John. Aber wir müssen es herausfinden. Alles Weitere später.«
»Natürlich, Mandra. Soll ich dich am Flughafen abholen?«
»Nein, damit habe ich böse Erfahrungen. Ich komme zum Yard.«
Er sagte mir noch die Zeit und legte auf.
Ich blieb im Bett hocken. Meine Stirn hatte sich in Falten gelegt.
Mandra Korab waren die sieben Dolche gestohlen worden. Sehr wertvolle Waffen, die für ihn etwa dieselbe Bedeutung hatten, wie für mich das Kreuz. Deshalb konnte ich gut verstehen, was in meinem indischen Freund vorging.
Ich kannte die Waffen. Ihnen verdankte der kleine Johnny Conolly sein Leben. Damals hatte ihn Lydia, das Teufelskind, opfern wollen, doch die Dolche des Mandra Korab hatten dieses Vorhaben vereitelt.
Zum Glück…
Nun waren sie verschwunden. Wer erdreistete sich, diese Waffen zu stehlen oder zu vernichten? Es kam für die Tat nur ein sehr mächtiger Dämon in Frage.
Da gab es viele.
Natürlich dachte ich sofort an die mir bekannten Dämonen wie den Teufel, die Großen Alten oder andere. So recht konnte ich mich mit dem Gedanken nicht anfreunden. Mandra Korab entstammte einer anderen, außereuropäischen Welt. Indien ist ein gewaltiges Land. Vollgepumpt mit Mythen, Legenden, geheimnisvollen Zaubereien. Ich brauchte nur an die Todesgöttin Kali zu denken, die uns schon einige Male Schwierigkeiten bereitet hatte. Sie gehörte zu den gefährlichsten und mächtigsten Dämonen des Subkontinents und hatte die Niederlagen, die sie uns verdankte, sicherlich nicht vergessen.
Deshalb kam auch sie als Diebin in Frage.
Ferner gab es unzählige hohe Dämonen und Schwarze Fürsten, von denen ich nicht einmal etwas wußte. Um über sie genau Bescheid zu wissen, brauchte man bestimmt ein ganzes Leben.
Es war wirklich nicht einfach, ohne Informationen jetzt schon eine Antwort zu finden.
Ich legte mich wieder hin. Seltsamerweise schlief ich sofort ein.
Als sich der Radiowecker meldete, wurde ich aus dem tiefsten Schlaf gerissen und fühlte mich wie gerädert.
Eine Dusche änderte daran einiges, und zum Frühstück aß ich drei

Scheiben Toast.

Ich freute mich schon auf Sukos Gesicht, wenn ich ihm von dem Anruf berichtete.

Als ich den letzten Schluck Kaffee trank, klingelte es schon. Suko war bereits fertig. Händereibend betrat er meine Wohnung. Ich griff nach dem Jackett und nahm den Mantel über den Arm.

»Fühlst du dich so in Form, Alter?«

»Und wie.«

»Dann kann's ja losgehen.«

»Darauf warte ich.« Suko verließ die Wohnung. Im Flur drehte er sich um. »Was liegt außer den Ohren eigentlich an?«

»Mandra Korab.«

»Wie?« Selten hatte ich Suko so erstaunt und gleichzeitig sprachlos gesehen.

Ich schloß die Tür. »Du hast dich nicht verhört. Es geht um Mandra Korab. Er rief mich in der Nacht an.«

»Und du hast abgenommen?«

»Natürlich.«

»Wo Sir James es uns doch verboten hatte.«

Ich winkte ab. »Das habe ich nicht gehört. Suko«, sagte ich auf dem Weg zum Lift, »es geht tatsächlich um Mandra. Er steckt in Schwierigkeiten.«

Der Lift kam, wir stiegen ein, und in der Kabine informierte ich Suko genauer über Mandras Anruf. Der Inspektor schüttelte den Kopf. »Man hat ihm tatsächlich die Dolche gestohlen?«

»Ja.«

»O Gott, das kann etwas werden.«

»Du sagst es.« Der Lift stoppte in der Tiefgarage. Suko verzichtete an diesem Tag auf seine Harley und fuhr lieber mit mir zum Yard. Das Wetter konnte sich nicht entscheiden, ob es nun gut oder schlecht werden sollte. Es wählte noch zwischen Schnee, Regen, Glatteis und Sturm.

Natürlich ärgerten wir uns über den Verkehr, aber wir konnten die U-Bahn nicht nehmen, denn wir mußten beweglich sein.

»Die Weltreisenden«, begrüßte uns Glenda auf dem Yard. Sie strahlte. »Habt ihr beide gut geschlafen?«

»Ja«, erwiderte ich.

»Dann brauchst du meinen Kaffee ja nicht.«

»Na hör mal«, beschwerte ich mich. »Wir dachten, er wäre schon fertig.«

»Schimpf mich nicht aus, sondern den Wettergott. Ihr seid schließlich auch nicht geflogen.«

Da hatte sie recht.

Wir fuhren gemeinsam hoch. Glenda trug einen blauen Stoffmantel.

Sie hatte ihn aufgeknöpft. Ich sah die grünen Stiefel und die etwas hellere Cordhose, deren Beine in den Stiefelschäften verschwanden. Der Pullover fiel locker bis über den Bund der Hose und bestand aus heller Angorawolle.

Wir hatten das Büro schnell erreicht. Als ich Glenda aus dem Mantel half, erklärte ich ihr, daß Mandra Korab zu Besuch kommen würde.

Die Augen unserer dunkelhaarigen Sekretärin begannen zu leuchten.

»Das ist aber eine Überraschung«, sagte sie.

Suko stand an der Tür, streckte seinen rechten Arm aus und deutete auf Glenda. »John, ich warne dich. Die Kleine hat ein Auge auf den guten Mandra geworfen.«

»Ist ja verständlich, oder?« fragte Glenda spitz und lächelte dabei.

In gewisser Hinsicht hatte sie recht. Man konnte Mandra als einen Frauentyp betrachten. Hochgewachsen, breit in den Schultern, schmalhüftig, dunkler Teint, Augen wie Kohlestücke – so paßte er fast in jeden Fantasy-Film hinein. Zudem besaß er eine adelige Abstammung. Seine Vorfahren hatten zu den Maharadschas gezählt, ihm ein großes Vermögen hinterlassen, von dem er einen großen Teil einsetzte, um das Elend in seinem Land ein wenig zu lindern.

Mandra besaß einen Wohnsitz, den man mit den Worten Palast beschreiben mußte. Ein tropisches Paradies, in dem Suko und ich uns auch schon für eine Woche sehr wohl gefühlt hatten, nachdem es uns zum erstenmal gelungen war, der Todesgöttin Kali eine Niederlage zu bereiten.

Mandra Korab war Mensch geblieben. Trotz seines Reichtums achtete er jedes Individuum, und er stellte in Asien außerdem ungefähr das dar, was Suko und ich für Europa waren.

Geisterjäger!

Mandra beschäftigte sich mit den Dämonen, die uns zu fremd waren. So ließ es sich nicht vermeiden, daß wir mal zusammentrafen, und wir hatten uns angefreundet.

Da konnte sich jeder auf den anderen verlassen. Wir mußten es, und diese Freundschaft hatte Bestand, obwohl wir uns nie sehr oft sahen und räumlich weit getrennt waren.

Glenda füllte Kaffee in den Filter der Maschine. »Wann trifft er denn ein?«

»Im Laufe des Tages.«

»Weiß Sir James schon Bescheid?«

»Nein, ich werde es ihm aber sagen.«

Suko war noch immer nicht in unser Büro gegangen. »Geh du allein«, sagte er. »Ich schaue mal nach, was so angefallen ist.«

Sir James saß bereits hinter seinem Schreibtisch. Er zog die Stirn in Falten, als er mich so früh am Morgen sah. »Haben Sie sich nicht ausgeruht?« fragte er.

»Doch.«

»Aber es ist etwas passiert?«

Ich nickte. »Das sicherlich. Trotzdem konnte ich mich ausruhen.«

Der Superintendent lächelte knapp, wollte keine Einzelheiten mehr wissen, sondern wartete darauf, was ich ihm zu berichten hatte. Gespannt hörte er zu.

»Mandra Korab zieht es nach London?«

»Ja.«

»Aber was will er hier?« Sir James hob beide Arme. »Was haben wir mit seinen Dolchen zu tun?«

»Das wird er uns bestimmt sagen.«

»Natürlich. Nur scheint mir das nicht ganz logisch zu sein.«

»Was ist bei Dämonen schon logisch?« Ich schob den Stuhl zurück und stand auf. »Sie wissen auf jeden Fall Bescheid. Sind Sie denn im Haus, Sir?«

»Nur bis zum Mittag. Man hat mich zum Essen eingeladen. Ein Staatssekretär.«

»Dann guten Hunger, Sir.« Auf dem Flur dachte ich darüber nach, wie ungerecht die Welt doch war. Sir James wurde in ein piekfeines Restaurant eingeladen, bekam das Essen noch bezahlt, und ich konnte in die Kantine oder zu einer Bude gehen und mir dort einen Hot Dog reinziehen.

In Glendas Vorzimmer roch es nach Kaffee. Ich nahm meine Tasse direkt mit, ging in das Büro und sah Suko, wie er einen Zettel schwenkte. »Mandra müßte eigentlich schon am Flughafen sein. Ich hatte mich nach den Flugplänen erkundigt…«

»Okay, wunderbar, dann wird er ja bald eintreffen.« Behutsam setzte ich die Tasse ab, verrührte den Zucker und nahm einen ersten Schluck, dessen Genuß mich strahlen ließ.

Da hatte sich Glenda wieder einmal selbst übertroffen. Suko verzichtete sogar auf seinen Tee und schlürfte ebenfalls das braune Getränk. Wenn ich einen Blick über den Schreibtisch warf und sah, was sich dort angesammelt hatte, wäre ich am liebsten wieder verschwunden. Berge von Info-Material, Aktennotizen, Auszüge aus Computern und vieles mehr. Ein gewaltiges Durcheinander, mit dem wir uns leider beschäftigen mußten.

»Hast du es schon gesichtet?« fragte ich Suko.

»So halb.«

»Und?«

»Nichts von Bedeutung. Wenigstens nicht auf den ersten Blick.«

»Und auf den zweiten?«

»Den sollst du ja werfen.«

Ich warf keinen, sondern schob die Papiere, die auf meinem Schreibtisch lagen, kurzerhand zur Seite. »Soviel zum zweiten Blick«,

sagte ich, zündete mir eine Zigarette an und widmete mich wieder dem Kaffee.

Die Gedanken drehten sich um Mandra Korab. Er hatte seine wertvollsten Waffen verloren und mußte sie nun wiederfinden.

Dabei sollten wir ihm helfen.

Es war Ehrensache, daß wir zustimmten. Mandra hätte im umgekehrten Fall ähnlich gehandelt.

Meine Spannung wuchs von Minute zu Minute. Bis Glenda Perkins mich erlöste und Mandra Korab meldete…

Sieben Dolche waren durch die Kraft des Teufels in das Nirgendwo geschleudert worden.

Sieben Dolche trieben durch Zeiten und Dimensionen.

Sieben Dolche suchten neue Besitzer!

Die Leere der Zeiten, der Räume, der Dimensionen hatte die Waffen aufgenommen. Scheinbar steuerlos schwebten sie dahin.

Wären sie lebende Wesen gewesen, hätten sie sehen, erkennen und registrieren können. Aber sie waren nur Helfer, besaßen keinen eigenen Instinkt und auch keinen Verstand, und so spielten andere Kräfte mit ihnen.

Fremde Ströme berührten sie.

Böse, unheimliche Gedanken tasteten sie ab, suchten, forschten und zogen sich wieder zurück.

Niemand zeigte näheres Interesse an ihnen oder wollte sie gar besitzen.

Wirklich niemand? Hinter dem Teufel stand eine gewaltige Kraft, die von Anbeginn der Zeiten als das absolut Böse auf der Erde anzusehen war. Seit dem Kampf der Erzengel gab es diese beiden Unterschiede.

Himmel und Hölle. Und die Hölle war er. Luzifer!

Der gefallene Erzengel, der sich geschickt im Hintergrund hielt, keine eigentliche Gestalt besaß, nicht zu fassen war, und immer eine Person vorgeschickt hatte.

Asmodis. Von den Menschen auch als Satan und Teufel bezeichnet und als Höllenherrscher angesehen.

Das gefiel Asmodis natürlich, und er hütete sich, die eigentlichen Tatsachen zu oft preiszugeben. Es lenkte jedoch ein anderer. Eben Luzifer!

Das Böse, das er an sich war, lauerte und beobachtete alles. Noch ließ er dem Teufel freie Hand, aber er hatte bemerkt, daß sein großer Diener in Schwierigkeiten steckte und damit begann, sie aus dem Weg zu räumen.

Wie die sieben Dolche! Luzifer sah sie.

Sein Geist beherrschte diese Dolche plötzlich, und er begann damit, sie zu lenken.

Nicht ein Besitzer sollte sie bekommen, sondern sieben. Jeder sollte

einen Dolch haben.

Und so griff Luzifer in das Geschehen ein, das auf die Menschheit wie eine Lawine zurollen sollte…

***

»Mandra!«

Ich rief den Namen meines indischen Freundes, stand auf und breitete die Arme aus. »Willkommen in London!« Der hochgewachsene Inder füllte das Türrechteck fast völlig aus, so daß Glenda Perkins hinter ihm überhaupt nicht zu sehen war.

Dann kam er, und wir fielen uns in die Arme. Es war eine herzliche Begrüßung, und sie fiel bei Suko nicht weniger herzlich aus, denn wir waren Freunde, die sich lange Zeit nicht mehr gesehen hatten.

»Kaffee?« fragte ich schweratmend.

»Wenn Glenda mir einen kocht.« Mandra drehte sich zu ihr um und lächelte sie an.

Glenda wurde tatsächlich rot. »Sie wartet den ganzen Morgen nur darauf«, sagte ich und schüttete noch mehr Öl ins Feuer.

Ihr wütender Blick sprach Bände, bevor sie uns allein ließ. Suko hatte einen Besucherstuhl herangeschoben, auf dem Mandra seinen Platz fand. Er hatte sich nicht verändert. Noch immer war er ein Bild von Mann. Allerdings trug er keinen Turban, wie wir es eigentlich von ihm kannten. Europäisch war er gekleidet. Sein Anzug war leicht gemustert und changierte in einem Graublau. Das Hemd saß ebenso korrekt wie die schmale Krawatte, und die Haut zeigte noch immer diesen braunen Urlaubston, auf den wir Europäer oft so neidisch sind.

»Wie geht es Johnny?« fragte er und erinnerte damit an den Fall des Teufelskindes.

»Gut.«

»Keine Schwierigkeiten mehr?«

»Einiges ist passiert«, erwiderte ich und berichtete ihm davon, was die Conollys alles durchgemacht hatten. Inzwischen brachte Glenda den Kaffee. Mandra bedankte sich mit einem Lächeln. Er trank in sehr kleinen Schlucken, weil er ihn genießen wollte.

Natürlich waren wir neugierig, wollten aber nicht vorgreifen und warteten ab, bis Mandra von allein berichtete.

Ich fasse kurz zusammen. Von seinem Diener hatte der Inder bei der Rückkehr nur noch Asche vorgefunden. Und dieser Aschenrest lag genau vor einem geöffneten Schrein, in dem Mandra Korab seine Dolche aufbewahrt hatte. Nun waren sie verschwunden, der Schrein leer. Auch die Wächterin der Dolche, eine Giftschlange, war nicht mehr da und das in dem Schrein liegende Schwert ebenfalls nicht.

Obwohl im Palast des Inders viel Personal wohnte, hatte niemand etwas von einem Einbruch bemerkt. Sämtliche Sicherheitssperren

waren ausgeschaltet und überwunden worden.

Da hakte es bei mir ein. »Welcher Mensch kann sich so gut bei dir auskennen?«

»Niemand.«

»Du meinst also, daß ein Mensch die Sicherheitsanlagen nicht überwinden kann?«

»Nicht bevor er sie genau geprüft hat.«

»Und das ist nicht geschehen.«

»Nein. So etwas kann man nicht in einem Tag schaffen. Dazu benötigt man Zeit und genaue Kenntnisse.«

»Du wüßtest keinen, der diese Kenntnisse besitzt?«

»Stimmt.«

»Aber du hast einen Verdacht?«

Mandra Korab nickte. »Ich kann diesen Verdacht nur allgemein äußern«, erwiderte er. »Es muß sich um einen Dämon gehandelt haben. Um einen mächtigen, ein Helfer wäre kaum in mein Haus hereingekommen.«

»Wer könnte es denn sein?« fragte Suko.

Mandra drehte sich auf seinem Stuhl, damit er Suko anschauen konnte. »Ich habe keine Ahnung, ob es Dämonen meiner oder eurer Mythologie waren.«

»Vielleicht hat Wischnu sich die Waffen wieder zurückgeholt«, vermutete ich.

»Weshalb sollte er?«

»Um sich gegen seine Feinde zu stellen.« Ich hatte bewußt den Namen des obersten Gottes Wischnu erwähnt, denn der Legende nach sollte er die Dolche aus den Armen sterbender Dämonen geformt haben, die den beiden Götzen Kali und Schiwa dienten. Mit den Dolchen hatte er starke Feinde getötet, und als er die Waffen nicht mehr brauchte, legte er sie in ein altes Grabmal zu zwei Göttinnen, wo sie von Mandra Korab gefunden wurden. Das zur Geschichte der Dolche. Und jetzt waren sie verschwunden.

»Es muß ein anderer gewesen sein«, erklärte Mandra mit bestimmter Stimme. »Ich habe nämlich nachgeforscht und bin zunächst auf keinen Hinweis gestoßen.«

Das Wort zunächst machte mich stutzig. »Aber du weißt trotzdem etwas«, sagte ich.

»Ja, ich glaube zumindest.« Der Inder senkte seine Stimme.

»John und Suko, ihr kennt mich und wißt genau, daß ich zwar keine magischen Fähigkeiten in dem Sinne besitze, doch die alten Geheimnisse meines Landes zum Teil kenne. Ich habe mich mit meinen Freunden in einem einsamen Bergkloster zusammengesetzt, und dort berieten wir gemeinsam. Wir führten eine Beschwörung durch, die man nur sehr selten auf sich nehmen kann, denn sie endet

mit dem Tod eines Menschen. Einer der Mönche stellte sich zur Verfügung, übergab seinen Körper dem Bösen, starb, und wir bekamen von ihm, dem Toten, Informationen. Es stellte sich heraus, daß die Dolche in verschiedene Hände gelangt sind. Es gibt also nicht nur einen Besitzer, sondern sieben. Und die müssen wir auftreiben, um die Dolche wieder zurückzuholen.«

»Ist das alles?« fragte ich.

»Ja.«

Suko winkte ab. »Kleinigkeit«, sagte er, und ein jeder hörte den Spott aus seiner Stimme.

Ich hatte eine Frage. »Wann ist das alles passiert, Mandra? Doch nicht gestern?«

»Nein, vor einigen Wochen.«

»Und weshalb sagst du uns erst jetzt Bescheid?«

»Weil ich selbst nachforschen wollte.«

Das verstanden wir. Uns wäre es ähnlich ergangen.

»Sieben Besitzer«, faßte Suko zusammen. »Hast du vielleicht die Spur einer dieser Besitzer aufnehmen können?«

»Das habe ich«, erklärte Mandra. »Aus diesem Grund führt mich mein Weg auch zu euch.«

Jetzt wurde es wirklich spannend. Unsere Blicke saugten sich an Mandras Gesicht fest.

Der bemerkte dies, winkte ab und stapelte mit seinen ersten Worten zunächst einmal tief. »Es ist wirklich nur eine Vermutung. Nachdem ich wußte, was mit den Dolchen geschehen war, begann ich damit, mich in der Welt umzuschauen und umzuhören, und ich glaube, daß ich eine Spur gefunden habe.« Er schluckte und holte danach Luft. »Ich meine, daß ich inzwischen weiß, wo sich der erste Dolch befindet.«

»In London?« fragte ich.

»Nein, aber in Europa. Den Hinweis fand ich in einer Zeitschrift, die sich mit außergewöhnlichen Phänomenen beschäftigt. In diesem Bericht war die Rede von einem gewissen Dr. Vito Varese. Man bezeichnete ihn in dem Artikel als Wunderheiler, der nur seine Hände gebraucht und als Hilfsmittel einen seltsamen Gegenstand, der aussieht wie mein Dolch. Dieser Dr. Varese leitet ein eigenes Sanatorium in der Toskana, Italien.« Mandra leerte seine Tasse. »Als ich den Dolch sah, kam mir sofort der Verdacht, daß es sich um meinen eigenen handeln konnte.«

»Du hast ihn gesehen?« fragte ich erstaunt.

»Ja, John, auf einem Bild.«

»Hast du es bei dir?«

Mandra nickte Suko zu. »Natürlich.« Er griff in die Tasche und holte die vierfarbige Seite einer Illustrierten hervor. Das Blatt gab er mir.

Suko rückte näher, sah über meine Schulter, und ich fing damit an, murmelnd zu lesen.

Der Bericht war uninteressant. Aufgemacht wie viele andere auch, bei denen über Wunderheiler geschrieben wird. Nichts Neues im Prinzip.

»Schaut auf die Abbildung«, sagte Mandra.

Wir sahen uns das Bild sehr genau an. Es war eine nicht einmal gute Aufnahme. Wir erkannten einen Mann im weißen Kittel, wahrscheinlich Dr. Varese, der uns das Profil zuwandte und etwas in der Hand hielt, das von einer für uns nicht sichtbaren Lampe angestrahlt wurde und einen Schatten an die Wand malte.

Den Schatten eines Messers, das aus einer geschlossenen Hand ragte.

War das wirklich der Dolch?

Ich warf Mandra einen fragenden Blick zu, als ich ihm das Blatt wieder in die Hand drückte. »Bist du dir wirklich sicher?«

»Nein. Nicht zu hundert Prozent. Ein Rest Unsicherheit bleibt. Ich bin allerdings davon so überzeugt, daß ich mir das Sanatorium in Italien einmal näher anschauen möchte.«

»Wobei du uns mitnehmen willst.«

»Richtig.«

Suko und ich nickten uns zu. Wir waren beide einverstanden.

Der Inspektor wollte noch etwas wissen.

»Sag mal, Mandra, hast du dich eigentlich über den Mann erkundigt?«

»Das habe ich. Ich war verwundert über die sprunghafte Karriere dieses Dr. Varese. Er ist praktisch aus dem Nichts hochgekommen, kaufte plötzlich ein Sanatorium und galt innerhalb sehr kurzer Zeit als der große Wunderheiler. Zudem gab es einige Gerüchte um ihn. Er soll Hausarzt der Mafia sein.«

Ich lachte. »Deshalb dieser steile Aufstieg.«

»Finanziell vielleicht«, stimmte Mandra mir zu. »Aber nicht auf dem Gebiet, was seine fachliche Qualifikation angeht. Da muß es sich um andere Dinge handeln.«

»Was kann er mit dem Dolch alles anstellen?« erkundigte ich mich.

Mandra hob die breiten Schultern.

»Der Dolch steht auf meiner Seite, also auf der Seite des Guten. Ich habe mit ihm Dämonen getötet, doch er selbst ist auch dämonischen Ursprungs. Das gilt übrigens für die sechs anderen ebenfalls. Deshalb weiß ich nicht, ob sämtliche dämonischen Kräfte aus ihm getilgt worden sind oder er sich auf eine gewisse Art und Weise schwarzmagisch aufladen kann. Das alles steht in den Sternen, und die geben mir leider keine Antwort.«

Da hatte Mandra tatsächlich ein wahres Wort gesprochen. Durch seine Worte war ich ein wenig verunsichert worden. Bisher hatte ich

nicht so recht glauben wollen, daß die Dolche auf der anderen Seite standen. Nun sah ich die Sache nicht mehr so positiv, obwohl diese Waffen dem kleinen Johnny Conolly das Leben gerettet hatten.

»Macht ihr mit?« fragte er uns.

»Natürlich«, erklang es wie aus einem Munde, und hinter uns fragte jemand: »Ohne meine Einwilligung?«

Suko und ich drehten uns nicht, nur Mandra. Er hatte Powells Stimme nicht so oft gehört wie wir.

»Sir«, sagte der Inder, stand auf und reichte dem Superintendenten die Hand. Er drückte sie so fest, daß Sir James das Gesicht verzog.

»Wollen Sie mir die Pfote brechen?« fragte er.

»Nein, nein, entschuldigen Sie!« Mandra ließ die Hand los. Er schaute in die Runde. »Soll ich noch einmal alles wiederholen?«

»Nicht nötig«, erwiderte Sir James. »Ich hörte mit!« Er schaute mich an. »Sie wollen also nach Italien in ein Sanatorium?«

»Das hatte ich vor.«

»Als Patient?«

Ich schaute meinen Chef an. »Wäre gar nicht schlecht, wenn wir als Patienten gehen würden. Was meinst du, Mandra?«

»Einverstanden.«

»Und ich?« fragte Suko.

Ich grinste. »Du gehst als Koch. Und bringst chinesisches Flair auf die Nudeln…«

***

Sein Lieblingsplatz war der Leichenkeller geworden!

Er lag unter dem Trakt des Sanatoriums, das einmal ein großer Weinkeller gewesen war, wie überhaupt der übrige Berg als Paradies für den Weinfreund gegolten hatte, bis das große Unwetter kam. In mehreren Nächten waren die Rebstöcke buchstäblich weggefetzt worden. Der sintflutartige Regen hatte den Boden zerstört und als wahre Schlammlawinen zu Tal geschafft. Hier konnte kein Wein mehr angebaut werden, und der kostbare Chianti Classico wuchs jetzt in besser geschützten Lagen und auf sonnigeren Hängen.

Auf dem Berg aber hatte ein Konzern ein Sanatorium errichtet.

Daß der Konzern von der Mafia geleitet wurde, störte in Italien kaum jemanden. Man war so etwas gewohnt, und die Mafia sorgte auch dafür, daß neben normalen Gästen sich auch ihre Mitglieder dort ausruhen und die entsprechende Entspannung finden konnten.

Lange genug hatte man nach einer geeigneten Kapazität gesucht, die so ein Sanatorium leiten konnte. Man war schließlich auf den Arzt Dr. Varese gekommen.

Vito Varese stammte aus Palermo, war der Mafia treu ergeben und besaß hervorragende Zeugnisse. Zudem hatte die Mafia sein Studium

finanziert, und er mußte sich dankbar erweisen.

Einem Ruf an eine amerikanische Uni hatte er absagen müssen.

Zudem ging es ihm als Klinikchef besser. Man ließ ihn schalten und walten, solange er nur für die Verletzten und Rekonvaleszenten sorgte, die man ihm regelmäßig schickte.

Über zwei Jahre arbeitete er normal! Bis zu dem Zeitpunkt, als es ihn erwischte. Da war etwas geschehen, das er bisher noch immer nicht fassen und begreifen konnte. Es war in einer stockdunklen Nacht gewesen. Er hatte sich in Siena mit einem Mädchen vergnügt gehabt, befand sich auf der Heimfahrt, als er plötzlich in ein helles Licht hineinraste, das sich in dem Augenblick verdunkelte, als es ihn schluckte, Das Licht hatte Vito Varese in eine andere Dimension gezogen. Und in dieser Dimension hatte man ihm etwas gesagt und einen Gegenstand überreicht.

Einen Dolch.

Die Waffe besaß eine schwarze Klinge und einen roten Griff, in dessen Innern ein seltsames Schlierenmuster sich in ständiger Bewegung befand.

Diesen Dolch, so hatte man ihm mitgeteilt, sollte er hüten wie seinen Augapfel, denn er würde ihm die Macht bringen. Was andere Ärzte nicht schafften, würde ihm damit gelingen. Dabei sollte er keine Fragen stellen und mit keinem über die Erfolge reden, vor allen Dingen nicht darüber, wie sie zustandegekommen waren.

Vito Varese versprach dies und war von nun an Besitzer eines wundersamen »Heilmessers«.

In den ersten Tagen hatte er sich nicht getraut, den Dolch einzusetzen. Er hatte ihn nur angestarrt, und dann war es zu dieser Notoperation gekommen.

Allein hatte er sich den Schwerkranken vorgenommen, der normalerweise nicht mehr zu retten gewesen wäre.

Der Dolch schaffte es. Vito Varese strich mit der Klinge nur über die lange Wunde, und schon schloß sie sich. Der Patient konnte als geheilt entlassen werden.

Vito Varese hatte »Blut geleckt«. Er versuchte es ein zweites Mal.

Wieder hatte er Erfolg. Ein dritter, vierter und fünfter Versuch gelangen hundertprozentig, und der Arzt kam sich vor wie ein kleiner Herrgott.

Allerdings hielt er sich an sein Versprechen. Er redete mit keinem darüber, aber das taten die Patienten.

Sie waren über ihre Heilung ebenso verwundert und auch erfreut, so daß es nicht lange dauerte, bis Reporter aufmerksam wurden. Vor allen Dingen waren es einschlägige Blätter, die sich auf diese seltsamen Heilungen stürzten. Es gelang einem Reporter, bis zu Vito Varese vorzudringen und ihm ein Interview praktisch abzuluchsen.

Das erschien auch. Die Patienten hatten schon zuviel geredet, über den Dolch war gesprochen worden, und Vito Varese konnte es nicht abstreiten. Er zeigte den Dolch. Allerdings nicht so, daß man ihn hätte genau sehen können. Auf dem Bild war er nur als Schattenriß zu erkennen.

Zahlreiche Menschen abonnierten und kauften diese Zeitschrift.

Dr. Varese hatte daraufhin zahlreiche Anrufe bekommen. Aus fast allen Ländern Europas wollten Menschen zu ihm kommen und sich von ihm behandeln lassen.

Varese sagte nicht ab, er nahm auch keine Termine an, vertröstete die Leute und legte sich eine Warteliste an.

Er brauchte Zeit. Sehr viel Zeit, um seine Studien durchzuführen.

Dieser Dolch hatte ihn fasziniert. Aus Vito Varese war plötzlich ein Besessener geworden, der fest davon überzeugt war, daß mehr Kräfte in der Klinge steckten, als sie bisher preisgegeben hatte.

Die wollte und mußte er herausfinden.

Tagsüber ging er seiner normalen Tätigkeit als Arzt nach. Er heilte, er operierte und setzte bei besonders begüterten Patienten auch den geheimnisvollen Dolch ein. Zuvor ließ er sich zumeist hohe Summen auf sein Privatkonto in Locarno überweisen, denn die Schweiz war ihm als Land mafiosisicher.

So vergingen die Wochen.

In den Nächten fand Vito Varese kaum Schlaf. Er grübelte darüber nach, wie er vorgehen sollte, und er kam auf die Idee, es einmal entgegengesetzt zu versuchen.

Zuerst war er über sich selbst erschrocken, legte die Idee geistig zu den Akten, doch das gelang so schnell nicht. Sie wollte ihm einfach nicht aus dem Kopf, und in den langen Nächten grübelte er immer intensiver darüber nach.

Bis er die Lösung hatte. Man lieferte einen Mann ein, dem nicht mehr zu helfen war. Strahlenkrebs, so grausam es sich anhörte, es war eine Tatsache, und selbst der Dolch konnte ihn nicht heilen.

Der Mann starb.

Dr. Varese aber tat etwas, das er noch nie zuvor gemacht hatte. Er kümmerte sich selbst um den Toten. Als er seine blutigen Handschuhe abstreifte und sie in einen Kunststoffeimer schleuderte, hielt er die beiden Männer auf, die die Bahre mit dem Toten aus dem Raum fahren wollten.

»Nein, das mache ich.«

Die Helfer gaben sich zwar erstaunt, sagten jedoch nichts.

Schließlich war Varese ihr Chef. Schweigend verschwanden sie.

Dr. Vito Varese blieb in seiner Operationskleidung. Er hatte sich angewöhnt, keinen grünen, sondern einen dunkelroten Kittel zu tragen. Wer ihn nach dem Grund fragte, bekam zur Antwort, daß sich

die Patienten nicht so erschreckten, wenn sie ihr eigenes Blut auf dem dunkelroten Kittel sahen. Da fiel es nämlich kaum auf.

Er behielt seine Kopfmütze auf und auch den Mundschutz umgebunden. Viel war von seinem Gesicht nicht zu erkennen. Wenn er in die Nähe einer der großen Lampen geriet, fiel das Licht auch auf sein Gesicht und leuchtete durch den Mundschutz, so daß doch etwas zu erkennen war.

Vito Varese war wie fast alle Italiener ein dunkelhaariger Typ mit einem hart geschnittenen Gesicht und einer etwas fleischig wirkenden Nase. Die dunklen Augen lagen ziemlich tief in den Höhlen, und die dichten Brauen darüber waren wie zwei Wellen geschwungen. Sie besaßen dieselbe Farbe wie die Haare.

Auffallend waren seine Hände.

Lange, dennoch kräftige Finger mit stark ausgeprägten Knöcheln.

Diese Hände besaßen eine seltsam weiße Haut. Der sonst dunkle Haarwuchs auf seinem Körper hörte an den Gelenken auf, so daß seine Hände wirkten, als hätte er stets weiße Handschuhe über die Finger gestreift.

Ein paarmal atmete der Arzt durch. Seine offizielle Arbeit reichte ihm für heute. Der Tote war der letzte Patient für heute gewesen, aber er würde sich noch inoffiziell mit ihm beschäftigen.

Varese lächelte, als er daran dachte. Das Tuch vor den Lippen spannte sich dabei.

Noch einmal schaute er sich um.

Vito Varese war der Chef dieser Klinik, und ihm standen Geräte zur Verfügung, von denen andere Krankenhäuser nur träumen konnten. Alles war auf das Modernste eingerichtet, die Mafia hatte wirklich an nichts gespart.

Per Knopfdruck löste er die Türsperre. Als er die Bahre auf die Tür zuschob und einen Kontakt berührte, schwang die Tür nach außen, und er konnte den Toten hindurchschieben.

Dr. Varese erreichte einen der üblichen kahlen Krankenhausgänge. Darin unterschied sich dieser in nichts von den Gängen anderer Kliniken. Zur rechten Seite hin führte der Weg aus der OP-Abteilung heraus.

Links war die Richtung, die der Arzt einschlagen wollte. Dieser Weg brachte ihn dorthin, wo sein Privatfahrstuhl gebaut worden war, der ihn in den ehemaligen Weinkeller schaffte.

Dort hatte sich Varese ein zweites Zentrum eingerichtet. Natürlich nicht so modern, eher zu vergleichen mit der Hexenküche eines Baron von Frankensteins, aber die Räume in diesem Gewölbe waren genau das Richtige für ihn und seine Experimente.

Da konnte er sich regelrecht auslassen, und das würde er auch tun, dies stand fest.

Durch einen Lift war die Ober- mit der Unterwelt verbunden.

Vor der Tür blieb Varese stehen und holte die Kabine heran. Er hatte sie so groß bauen lassen, daß auch eine normale Bahre darin Platz fand und sich der Begleiter zudem bewegen konnte.

Noch einen Blick zurück erlaubte er sich, fand die Luft rein und schob die Bahre in die Kabine.

Er schlüpfte hinterher und schaute zu, wie sich die Tür allmählich schloß.

Dieser Aufzug durfte nur von ihm befahren werden, und die Patienten sowie das Personal hielten sich daran.

Vito Varese drückte den entsprechenden Knopf. Ohne großartig zu rucken, setzte sich der Lift in Bewegung. Wie geschmiert glitt er in die Tiefe. Varese stand neben der Bahre. Er schaute auf die Lichtleiste, sah die flackernden Punkte und nickte sich selbst zu, als der unterste aufleuchtete und er sich am Ziel befand.

Wieder öffnete sich die Tür automatisch, und Varese schob die auf Gummirädern lautlos dahinrollende Bahre aus dem Lift.

Eine andere Welt umfing ihn.

Eine Welt, die trotz des immer brennenden Lichts auf eine gewisse Weise unheimlich wirkte.

Vito Varese hatte den alten Weinkeller nicht umgebaut. Die Gewölbe waren in ihrer Urform so geblieben, denn sie gefielen dem Mann sehr. Er war Italiener, liebte den Wein und ebenso den Geruch der alten Fässer, in denen das kostbare Getränk gelagert wurde. Die Fässer bedeuteten für ihn so etwas wie Beständigkeit.

Auf das alte Holz konnte man sich verlassen, und auch jetzt, nachdem der Keller jahrelang leerstand, lag noch immer der Geruch eines gehaltvollen Chianti Classico in der Luft.

Die Tür der Kabine glitt zu. Links standen die hohen Fässer an der Wand. Bis zur Decke reichten sie nicht, so daß in dem Zwischenraum die mit Schutzgittern versehenen Lampen ihren Platz gefunden hatten. Sie gaben das Licht ab und erfüllten das alte Gewölbe mit einem Schein aus rotgelber Helligkeit und ruhenden Schatten.

Natürlich war der felsige Boden nicht so eben wie die Flure des Krankenhauses. Es gab Hindernisse, die aus ihm wuchsen, kleine Buckel, auch Vertiefungen, und die nicht festgeschnallte Leiche hüpfte auf der Bahre, wenn die gummibereiften Räder über die Unebenheiten des Bodens hinwegglitten.

Sechs Weinfässer mußte Dr. Varese passieren, dann hatte er sein Ziel erreicht.

Er befand sich in einem kleinen Gewölbe, in das früher der Besitzer des Weinberges seine Gäste geführt und Weinproben veranstaltet hatte. Nun war es zweckentfremdet worden.

Besonders auffällig war der lange Holztisch. Er hatte mal in einer

Leichenhalle gestanden und diente als Waschtisch für Tote.

Varese mochte den Tisch, er mochte überhaupt den Keller und hatte ihm den Namen Leichenkeller gegeben.

An einer Seite befand sich in der Wand und etwa in Kopfhöhe eine kleine Nische. Gebaut worden war sie wie ein Fenster und dabei mit einem Gitter versehen.

Zwei Schränke gab es auch noch in dem Keller. Die Türen standen offen.

In den einzelnen Fächern lagerten Gifte und Drogen. Damit experimentierte Dr. Varese zu gern.

Seit er den Dolch besaß, war dies Schnee von gestern, da mußte er sich auf wichtigere Aufgaben konzentrieren.

Einen Moment wartete er noch ab, schaute sich um, nickte zufrieden, bückte sich und stellte die Räder der Bahre fest. Danach packte er den Toten.

Die Leiche war schwer. Vito Varese hatte Mühe, sie auf seinen angewinkelten Armen zu balancieren. Für einen Moment verzerrte sich sein Gesicht, er schwankte und lief schnell die beiden Schritte, die ihn an den Holztisch brachten.

Auf ihn ließ er den Toten fallen. Während des Transports war das Operationstuch von dem starren Körper gerutscht, lag am Boden und wurde in die Höhe gehoben.

Ein paar verlaufene Blutflecken wirkten in dem Weiß des Stoffs wie große Augen mit blutigen Tränen.

Der Arzt legte das Tuch nachlässig auf die Leiche, so daß nur die obere Hälfte des Oberkörpers bedeckt war. Das Gesicht, der Hals und ein Teil der Brust lagen frei.

Der Tote war schon älter. Das weiße, dünne Haar lag wie ein Kranz um seinen Kopf. Die Wangen waren ebenso eingefallen wie die beiden Kiefer. Es hatte keiner für nötig gehalten, der Leiche die Augen zuzudrücken, so starrte der Tote mit glasigem Blick gegen die gewölbte Decke des umfunktionierten Weinkellers.

Da Vito Varese bereits mit dem Gesicht zur Nische hin stand, brauchte er sich nicht mehr umzudrehen und nur noch den Arm zwischen die Gitterstäbe zu stecken, um den Dolch mit der schwarzen Klinge aus dem Versteck zu holen.

Wenn er ihn oben nicht benötigte, legte er ihn immer an dieser Stelle. So war die kostbare Waffe vor Dieben sicher.

Er hielt den Dolch in der rechten Hand. Hart umklammerten die Finger den Griff. Ein Lächeln zuckte um seine Lippen, die Augen verengten sich für einen Moment, als er an genau das dachte, was er vorhatte. Würde es klappen? Es mußte einfach. Diese geheimnisvolle Waffe barg Rätsel in sich, die er unbedingt lösen wollte.

Er blieb neben der Leiche stehen. Wenn er den Kopf senkte, konnte er

direkt in das wächserne Gesicht des Toten schauen, das vor einer Stunde noch einem Lebenden gehört hatte.

Vito Varese drehte seine Waffe so, daß er die Klinge ansehen konnte. Unter dem Mundschutz drang flüsternd seine Stimme hervor.

»Ich hoffe, daß du mich nicht im Stich läßt, mein Lieber! Zeig es allen. Zeig mir auch, daß du mehr kannst, als nur heilen. Hier liegt ein Toter. Er ist tatsächlich tot. Medizinische Hilfe kann ihn nicht mehr zum Leben erwecken, aber du kannst es bestimmt schaffen. Kehre deine Kräfte um, mache aus einem Toten einen Lebendigen, so wie du aus dem Kranken einen Gesunden machst. Befiehl der Leiche, daß sie aufsteht und davongeht, dann sind wir beide die Größten, dann haben wir es geschafft und brauchen uns von niemandem mehr etwas sagen zu lassen.«

Die letzten Worte waren immer hastiger hervorgestoßen worden.

Ein Beweis, wie sehr der Mann unter »Strom« stand. Die Erregung ließ sich auch nicht leugnen. Er mußte es einfach schaffen.

Sein Blick tastete den Körper ab, soweit es das Tuch zuließ. Er wußte nicht genau, wo er ansetzen sollte. Dabei ging er davon aus, daß er die Klinge in den toten Körper stoßen mußte, um etwas zu erreichen. Schließlich sollte sie ihre Magie entfalten, um das Blut des Toten zu verändern.

Dr. Vito Varese fixierte eine Stelle dicht über dem Herzen. Sehr genau schaute er hin, nahm die Hand noch einmal hoch und stach dann sicher und präzise zu. Ein Treffer!

Die schwarze Klinge drang in den Körper. Der Arzt drückte weiter, bis sie fast nicht mehr zu sehen war und löste seine Hand von dem Griff, damit er ihn anschauen konnte.

Er holte aus seiner Kitteltasche eine kleine Lampe, schaltete sie ein und richtete den Strahl haargenau auf das Messer und damit auf die Klinge.

Dort mußte sich zuerst etwas tun, wenn er überhaupt einen Erfolg verzeichnen konnte.

Die Arbeit hatte ihn nervlich mitgenommen. Auf seiner Stirn lag dick der Schweiß. Die Hände zitterten. Gewaltsam zwang er sich zur Ruhe und stierte auf den Griff.

Das Rot hatte die Intensität der Farbe beibehalten, da war nichts verändert worden. Dafür bewegten sich die Schlieren.

Nie hatte der Arzt dies so deutlich mitbekommen. Es war nicht nur ein Zucken der Schlieren, nein, sie liefen kreisförmig, wobei sie von innen her die Umrisse des Dolchs nachzeichneten.

Verrückt…

Er schaute wieder in das Gesicht der Leiche. Dieser Dolch konnte Menschen heilen! Würde er es auch schaffen, sie vom Tod wieder ins Leben zurückzuholen?

Eine quälende, bohrende Frage, die sich Dr. Varese stellte, und er schaute noch stärker und intensiver hin.

Um ihn herum lastete die Stille. Nur sein eigenes Atmen war zu hören. Die Lippen zitterten, Speichel rann aus seinem Mund, ohne daß er darauf achtete.

Dr. Varese spürte sehr genau die unheimlichen Vorgänge. Für ihn waren sie nicht sichtbar, sie wurden erst irgendwo geboren, aber sie würden sich zeigen.

Er sollte recht behalten. Mit der Leiche geschah etwas. Plötzlich richtete sich der Tote auf. Er setzte sich mit einem Ruck hin, und Varese mußte schnell zur Seite springen, sonst hätte ihn der Tote noch an der Stirn erwischt.

Vor Überraschung, Entsetzen und gleichzeitiger Freude drang ein erstickt klingender Laut aus seinem Mund.

Er hatte es geschafft. Nein, der Wunderdolch hatte es geschafft.

Aus dem Toten war ein Lebender geworden.

Der über seine Lippen tropfende Speichel fand seinen Weg am Kinn und rann unter dem Mundtuch hervor. Erst jetzt wischte der Arzt die Flüssigkeit weg.

Noch traute er sich nicht, näher an den Tisch heranzutreten. Er benötigte noch einige Sekunden, um sich mit den neuen Tatsachen richtig vertraut zu machen.

Dann ging er vor.

Er streckte seinen Arm aus. Die rechte Hand hatte er geöffnet, legte sie um den Dolchgriff und zog die Waffe mit einem Ruck aus der Brust der sitzenden Leiche.

Diesmal schloß sich die Wunde nicht. Sie blieb offen, und im nächsten Augenblick geschah etwas, das dem Arzt fast den Verstand raubte.

Es blieb nicht bei einem Zombie.

Dr. Vito Varese hatte mit einer Magie gespielt, die ihm über den Kopf wachsen konnte…

***

Vier Tage befanden wir uns bereits in der Klinik!

Wäre ich zur Erholung in dem Sanatorium gewesen, so hätte ich mich sicherlich wohl gefühlt, denn man bekam alles, was man benötigte. Nicht nur die Vorzüge einer modernen und gut betreuten Klinik, auch die Landschaft war fantastisch.

Das Haus stand auf einem Berg. Die Weinhänge ringsherum waren ein Augenschmaus. Täler und Berge, dazwischen kleine Dörfer, Burgen, Herrenhäuser. Die Landschaft der Toscana verlor auch im Herbst ihren Reiz nicht. Um die Klinik herum war ein Park angelegt worden, der zu Spaziergängen einlud. Das Gelände selbst wurde durch

keinen Zaun gesichert. Jeder konnte vor das breite Haupthaus fahren und Freunde oder Verwandte besuchen.

Den Doktor oder Chefarzt hatten wir erst einmal zu Gesicht bekommen. Dies bei der Einlieferung, da hatte er die erste Untersuchung bei Mandra Korab und mir selbst vorgenommen, wobei ich seinen skeptischen Blick noch immer nicht vergessen hatte, denn der Arzt fragte uns, was wir, die Gesunden, bei ihm wollten.

Wir schoben es auf die Hektik der Zeit. Vier Wochen ausspannen, das war unsere Devise.

Ob er es uns abnahm, konnte ich nicht sagen, jedenfalls mußten wir die Hälfte zahlen.

Das übernahm Mandra für mich. Er war der auffälligste Patient.

Zudem hatte er bewußt das Gerücht verstreut, daß er ein Maharadscha wäre, und dementsprechend gefragt war Mandra als Gesprächspartner.

***

Die Leute rissen sich um ihn. Mandra war nett, höflich, unterhielt sich mit jedem und lenkte das Gespräch immer wieder auf die Klinik und deren Umgebung.

So bekamen wir zahlreiche Informationen, die uns die Ärzte, hätten wir sie direkt gefragt, wohl kaum gegeben hätten.

Es lief ganz günstig. Nur einen Erfolg verzeichneten wir nicht. In der Klinik schien alles seinen normalen Weg zu gehen. Auch Dr. Varese machte da keine Ausnahme, er arbeitete von morgens bis abends, nur den Dolch hatten Mandra und ich noch nicht zu Gesicht bekommen. Von anderen Patienten wußten wir, daß Varese ihn nie zeigte, sondern in einem Versteck unter Verschluß hielt.

Suko wohnte im nächsten Dorf. Er hatte sich in einem Gasthaus eingemietet. Einmal am Tag trafen wir uns.

Der Chinese war mit den Leuten in Kontakt gekommen, und ich erfuhr, daß auch die Dörfler so gut wie nichts über Vito Varese wußten. Schließlich war er kein Einheimischer.

Eine Woche hatten wir uns gegeben. Sollte dann nichts geschehen sein, wollten wir wieder abreisen.

Am späten Nachmittag des vierten Tages entschloß ich mich, noch einen Spaziergang zu unternehmen. Die Luft war nicht so kalt wie in London, man konnte sie sogar als angenehm bezeichnen, gerade richtig für einen Spaziergang.

Er führte mich dorthin, wo auch die einzeln stehenden Bungalows an einen Hang gebaut worden waren. Nicht jeder Kranke mußte auf ein Zimmer. Wer genügend Geld hatte, mietete sich einen Bungalow.

Mandra war nicht mitgekommen. Er wollte versuchen, den Doktor zu sprechen, und ich hatte ihm viel Glück und alles Gute gewünscht, zum

Abendessen wollten wir uns wieder treffen.
Auch Suko sollte kommen, denn es war erlaubt, Gäste einzuladen.
Die Wege der kleinen Bungalow Siedlung waren sehr gepflegt.
Gärtner sorgten dafür, daß der feine Kies jeden Morgen geharkt wurde. Zwei Männer fegten letzte Blätter vom Rasen und verstauten sie in große Plastiksäcke.
Am Himmel stand eine Wintersonne. Noch war es nicht dämmrig geworden. Ich konnte genau in den Ball der Sonne schauen und hatte das Gefühl als würde der Himmel explodieren, so intensiv rot leuchtete er.
Ein wunderschönes Bild. Ich vergaß meinen Job, blieb stehen und schaute zu, wie die Sonne gegen die allmählich heranziehende Dämmerung an kämpfte. So sehr war ich in den Anblick vertieft, daß ich die Schritte auf dem Kies hinter mir erst hörte, als sie mich fast erreicht hatten.
»Guten Abend, Signore Sinclair« sagte da jemand.
Ich fuhr herum.
Ein bekanntes Gesicht schaute mich an. Ein Mann, den ich in Palermo kennen gelernt hatte. Er lächelte schmal, war klein, besaß dunkles Haar mit einigen grauen Strähnen. Als markantes Zeichen besaß der Mann eine Nase, die mich an ein indianisches Kriegsbeil erinnerte So sah nur einer aus.
Luigi Bergamo!
Im ersten Moment wurde ich tatsächlich rot, so überrascht war ich. Alles hatte mir noch gefehlt. Nur er nicht, denn Luigi Bergamo war der mächtigste Mann der Mafia in Palermo.
Er regierte Sizilien. Auf der Insel geschah nichts, zu dem er nicht seine Zustimmung gegeben hätte, und auch ich war mit ihm aneinandergeraten, als es um den Fall des gläsernen Götzen ging.
Doch Bergamo tat uns nichts. Wir hatten nämlich eine Bedingung erfüllen und seine Tochter retten können. An Carla hing er mehr, als an allem anderen in seinem Leben. So waren wir nicht einmal in Unfrieden geschieden, obwohl wir beide nach wie vor auf verschiedenen Seiten standen.
Er lächelte schmal. »Eine Überraschung, wie?«
»Das kann man wohl sagen.« Bergamo nickte und drehte sich um. Dabei streckte er den Arm aus. »Ist das nicht ein prächtiger Sonnenuntergang?«
»Ja, ich bin auch begeistert.«
»Ich genieße ihn schon seit drei Tagen. Und Sie?«
»Ein wenig länger.« Bergamo nickte.
»Ich weiß, Signore Sinclair. Schließlich habe mich mir erlaubt, nachzuschauen, wer sich als Patient im Sanatorium aufhält. Ich fand Ihren Namen, und man teilte mir auch mit, daß im nahen Dorf ein

Chinese wohnen soll. Heißt er zufällig Suko?«

»So ist es«

Bergamo lächelte. Er war ein Mann, der sich absicherte und nichts dem Zufall überließ.

»Wollen wir nicht ein paar Schritte gemeinsam gehen, Signore Sinclair?«

»Ich bin dabei.«

»Ja, kommen Sie.«

Wir nahmen den Weg, der um die Bungalows herumführte.

Kaum hatten wir ein paar Meter zurückgelegt, als Bergamo zu sprechen begann. »Ich bin nicht mehr der Jüngste«, erklärte er in entwaffnender Offenheit. »Deshalb brauche ich ein wenig Erholung. Einmal im Jahr fahre ich in ein Sanatorium und verbringe mit ein paar Freunden vier geruhsame Wochen.«

Die Freunde waren bestimmt seine engsten Vertrauten und Leibwächter. Ich hütete mich, das allerdings auszusprechen, sondern blieb in meiner Antwort ziemlich belanglos. »Ja, es ist wirklich nett hier.«

»Das kann man wohl sagen. Ich liebe die Toscana im Spätherbst. Auch wenn alles nach Vergänglichkeit riecht. Doch wer von uns lebt schon ewig? Sie auch nicht, Signore Sinclair.«

»Da haben Sie recht.«

Bergamo machte es geschickt. Ich wußte genau, daß er eigentlich auf ein anderes Thema hinauswollte, doch bisher redete er um den heißen Brei herum. Ich sah auch keinen Grund, ihn einzuweihen und ließ ihn zappeln.

Wie zwei gute Freunde schlenderten wir nebeneinander her und kamen auf die Klinik zu sprechen »Übrigens, dieser Varese ist wirklich eine Kapazität. Es gibt kaum einen Arzt auf der Welt, der eine Karriere wie er gemacht hat«, sagte der Mafioso.

»Ich hörte davon.«

Bergamo blieb am Fuße eines kleinen Abhangs stehen. In der Nähe befand sich ein Baum. Unter seinen kahlen Ästen hatte eine Bank ihrem Standplatz gefunden.

Wir setzten uns.

Bergamo vergrub seine Hände in den Manteltaschen.

»Wirklich, er ist außergewöhnlich, und wir verdanken ihm sehr viel. So viel, daß wir ihn auch schützen würden.«

Und ob ich die Warnung begriffen hatte. »Das kann ich mir vorstellen. Wer hatte nicht gern eine so große Kapazität in seinem Land?«

»Genau. Man kommt zu ihm, wenn andere Ärzte keine Chance mehr bieten, oder man ruht sich einfach aus. Wofür haben Sie sich denn entschieden, Signore Sinclair?«

»Für keines von beiden.«
Luigi Bergamo seufzte. »Ich sehe meinen Verdacht bestätigt. Dann sind Sie also dienstlich hier?«
»So kann man es sehen.«
»Was hat Dr. Varese verbrochen? Oder gilt Ihr Interesse überhaupt nicht ihm?«
»Das schon. Sie können sich doch sicherlich vorstellen, weshalb ich dieser Klinik einen Besuch abstatte.«
»Ich möchte mal raten.« Der alte Capo bewegte nickend seinen Kopf und schaute auf die blanken Spitzen seiner Schuhe. »Es gibt Ärzte und Wunderheiler«, erklärte er. »Wunderheiler sind oft Scharlatane. Das ist bei Dr. Varese jedoch nicht der Fall. Man kann ihn als eine Kapazität bezeichnen. Zudem besitzt er Heilmethoden, die er nicht durch ein Studium erlangt haben kann.«
Ich schwieg und redete auch nicht, als mir der Capo einen auffordernden Blick zuwarf.
»Steht er mit dem Teufel im Bunde?« fragte Luigi Bergamo jetzt direkt.
»Das weiß ich nicht.«
»Aber Sie vermuten es.«
»Davon habe ich nichts gesagt.«
Luigi Bergamo runzelte die Stirn. »Die seltsamen und außergewöhnlichen Heilerfolge lassen darauf schließen, Signore Sinclair, und so wurden Sie aufmerksam. Auch ich habe das Bild gesehen, das durch die Presse ging. Es war zwar nicht viel zu erkennen, aber ich sah den Umriß eines Dolches und kann mich auch gut an die Aussagen der geheilten Patienten erinnern. Ist das Ihr Dolch gewesen, Signore Sinclair?«
»Nein.«
»Sie kennen ihn?«
»Das will ich nicht leugnen.«
»Welche Kräfte besitzt er noch?« fragte Bergamo. Seine Stimme klang nicht mehr so verbindlich wie noch vor Minuten.
»Das kann ich Ihnen nicht sagen. Wie mir scheint, sind es heilende.«
»Die der Teufel vielleicht eingegeben hat«, vermutete der Mafioso.
»Das kann ich Ihnen wirklich nicht sagen, Signore Bergamo. Tun Sie uns einen Gefallen, machen Sie mir bitte keine Schwierigkeiten!«
»Ein sehr großzügiger Wunsch.«
»Es wäre auch in Ihrem Interesse.«
»Sie vergessen, Signore Sinclair, daß Dr. Varese unter unserem Schutz steht.« Er benutzte das Wort Mafia nicht, aber ich wußte, was er gemeint hatte.
»Trotzdem. Er könnte für Sie zu einem Bumerang werden«, erklärte ich.

»Das ist sogar möglich, deshalb möchte ich mit Ihnen einen Kompromiß schließen. Ich halte mich vorerst raus, werde Sie aber weiterhin unter Kontrolle…«

»Es ist nicht gegen Sie gerichtet.« fiel ich ihm ins Wort.

Bergamo stand auf. Für mich ein Zeichen, daß er das Gespräch beenden wollte.

»Hoffentlich, Signore Sinclair! Vergessen Sie nie, wo Sie sich befinden!«

Ich wechselte das Thema. »Wie geht es eigentlich Carla?«

»Gut. Sie hat den Schock und den Schrecklichen überstanden. Sollten Sie je privat die Insel besuchen, werden Sie immer unser Gast sein, und Ihnen steht alles zur Verfügung, was Sie sich wünschen.«

»Danke, über…«

»Das soll keine Bestechung sein«, erklärte er, ging weg und drehte sich nach zwei Schritten noch einmal um. »Ach so, noch eine Frage habe ich. Wer ist eigentlich dieser Inder, der sich sehr oft in Ihrer Nähe aufhält?«

»Ein Freund.«

»Danke, Signore Sinclair. Und einen schönen Abend wünsche ich Ihnen noch.«

Luigi Bergamo ging. Ich blieb sitzen. Die Lippen hielt ich zusammengepreßt. Es paßte mir überhaupt nicht, daß ich diesen verdammten Mafioso hier traf, aber gegen das Schicksal kämpfen selbst Götter vergebens. Seufzend stand ich auf.

Suko würde sich freuen, wenn er erfuhr, daß die Mafia wieder mitmischte. Ich hatte nach diesem Gespräch keine Lust mehr, den Spaziergang fortzusetzen und begab mich wieder in Richtung Klinik. Allmählich wurde es dunkel.

Die rote Farbe am Himmel verblaßte. Ein kühler Wind streichelte meinen Körper. Ich fröstelte ein wenig. Daran trug nicht nur der Wind die Schuld, denn ich hatte plötzlich das Gefühl, inmitten eines Gefahrenherdes zu stehen, der allmählich überkochte…

***

Die Leiche saß noch immer!

Mit einem lebenden Toten, einem Zombie, hatte Dr. Varese gerechnet, aber nicht mit dem, was er tatsächlich vor sich sah. Mit einer roboterhaften Bewegung schleuderte der Zombie das Leichentuch von seinem Körper, so daß Varese ihn jetzt ganz sehen konnte.

Sein Blick wurde starr.

Die Beine hatten sich verändert.

Aus der Haut wuchsen grüne Schuppen, und sie breiteten sich in Sekundenschnelle weiter aus. Eine zweite, harte Haut entstand, die

Ähnlichkeit mit der einer Echse aufwies.

Ein stummer Vorgang, dem der Arzt zuschaute und für den er keine Erklärung hatte.

Die Verwandlung schritt fort. Sie übersprang den Oberkörper und erreichte den Kopf.

Auch im Gesicht bildeten sich die Schuppen. Zudem bekam es eine andere Form.

Der Kopf wurde in die Breite gepreßt, als läge auf ihm eine unsichtbare Hand. Gleichzeitig wurde aus dem Mund ein Maul, die obere Partie des Schädels sprang auf, eine schillernde Geleemasse quoll hervor und rann an den Resten des Gesichts nach unten.

Vito Varese war entsetzt. Einen Schritt wich er zurück. Augen und Mund standen offen, der Schrecken war in seinem Gesicht eingemeißelt. Trotz der Panik dachte und überlegte er noch realistisch.

Ihm war klar geworden, daß er mit seiner Tat etwas Unheimliches, kaum faßbares in Gang gesetzt hatte.

Aus dem Toten entwickelte sich ein Monster!

In der Geleemasse seines Schädels blubberte und kochte es. Das Zeug warf Blasen, die wie Pestbeulen aus seinem Schädel ragten und mit satten Lauten zerplatzten.

Die Masse sammelte sich und rann in unterschiedlich dicken Streifen nach unten, wobei sie über den noch menschlich wirkenden Oberkörper floß und dort ihre Spuren hinterließ.

Der Arzt hatte sich so sehr auf den Schädel konzentriert, daß er nicht auf die Arme achtete, aber diese wiederum wurden ebenfalls von zahlreichen Schuppen bedeckt, die sich sehr rasch vermehrten und in Richtung der Hände wanderten. Sie erreichten die Gelenke, griffen auf die Finger über und ließen diese aussehen wie grüne Krallen.

Vito Varese schluckte. Er schüttelte den Kopf und hauchte immer wieder: »Das kann doch nicht sein, das ist nicht möglich, ich werde verrückt…«

Er schwieg erschreckt, denn das Monstrum blieb nicht mehr auf dem Tisch sitzen. Es drehte sich zur linken Seite hin, schwang seine Schuppenbeine nach unten, bekam Kontakt mit dem Boden und stellte sich hin.

Jetzt sah Varese es in seiner vollen Größe.

Gewachsen war es nicht. Noch immer so groß wie ein Mensch, stand es vor ihm, aber sein Schädel war bestimmt um das Dreifache seines früheren Volumens vergrößert worden. Wenn nicht noch mehr. Und er bestand nur mehr aus dieser schleimigen Masse, die nachzitterte, wenn sich das Wesen, das einmal ein Mensch gewesen war, bewegte.

Wie war so etwas möglich?

Der Arzt schaute nach unten auf die Klinge seines Dolchs. Er hatte

mit dieser Waffe heilen können, aber auch das Grauen aus einer schrecklichen Tiefe hervorgezaubert.

Ein Monstrum stand vor ihm.

Grauenvoll, schlimm, schrecklich. Wie von einem Maskenbildner aus einem Horrorfilm geschaffen.

Er stöhnte auf. Mit Monstren und deren Herkunft hatte er sich nie beschäftigt, doch er konnte sich vorstellen, daß sie Menschen nicht gerade freundlich begegneten.

Im Gegenteil, sie wollten deren Vernichtung.

Das Monstrum drehte sich um. Seine Bewegungen wirkten kantig, überhaupt nicht flüssig, sondern so, als müßte dieses Untier erst noch laufen lernen.

Wieder wurde der Arzt an Frankenstein erinnert. Vor einer Stunde noch hatte er mehr im Spaß darangedacht, nun war das Schreckliche eingetreten.

Auch er besaß ein Monster.

Und er besaß nicht die Kontrolle über dieses Untier.

Es drehte sich. Dadurch geriet der Schleimschädel näher an das Licht heran, wurde fast durchleuchtet, und Vito Varese erkannte etwas in dem Kopf, das ihn erschreckte.

Es waren Klumpen. Nicht größer als eine Faust. Und er zählte genau drei. Drei dunklere Klumpen, die, wenn er genauer hinschaute, sogar Gesichter besaßen.

Ja, in dem dicken Schleimschädel steckten noch drei weitere Köpfe.

Und sie bewegten sich.

Diese kleinen Schädel rührten in der Masse, dabei verzerrten sich ihre Gesichter, und der Arzt bekam Mäuler zu sehen, die wie kleine Tunnelöffnungen in die Köpfe hineinstachen.

Er begriff nichts. Er wußte nur, daß er unbedingt weg mußte, sonst war er verloren, denn das Monstrum traf Anstalten, sich ihm zuzuwenden, und die vom Schleim bedeckten Augen des großen Schleimschädels taxierten ihn genau.

Vito Varese dachte nicht mehr an seine Forschungen. Er wollte nur diesen Keller verlassen und wollte auch mit keinem Menschen über die Existenz dieses Untiers sprechen.

Das war sein Geheimnis. Und es sollte auch sein Geheimnis bleiben.

Wenn das Monstrum durchdrehte, durfte er an die Folgen überhaupt nicht denken.

Unter dem Mundtuch spürte er den Schweiß. Als er startete, riß er sich das Tuch kurzerhand herunter und warf es zu Boden.

Sein Ziel war der Fahrstuhl. Er mußte auf jeden Fall schneller als das Monster sein.

Zum Glück kannte er sich hier unten aus. Er wußte von den Unebenheiten des Bodens, sprang über sie hinweg, und es gelang ihm,

ohne zu stolpern, sein Ziel zu erreichen.

Hart prallte er gegen die Fahrstuhltür, riß sie auf, erreichte die Kabine und warf, bevor sie sich schloß, noch einen Blick zurück in den Keller.

Das Monstrum kam.

Zielsicher schritt es auf seinen geschuppten Beinen in Richtung Fahrstuhl. Wahrscheinlich wollte es den Menschen noch packen, und plötzlich löste sich etwas aus seinem Hauptschädel.

Es war einer der kleinen Köpfe. Mit großer Geschwindigkeit schoß er aus der Masse hervor, jagte auf den Fahrstuhl zu, doch der Arzt hatte großes Glück.

Im selben Augenblick schloß sich die Tür des Lifts. Vito Varese vernahm noch, wie der Schädel von außen mit einem dumpfen Schlag gegen die Tür hieb.

Dann fuhr er hoch.

Ein ächzender Atemzug drang aus dem Mund des Arztes. Er hatte Mühe, sich auf den Beinen zu halten. Die letzten Ereignisse waren für ihn unfaßbar gewesen, und er spürte, daß er den Schock noch immer nicht überwunden hatte. Sein Körper war mit Schweiß bedeckt, die Kleidung klebte auf seiner Haut, und er merkte kaum, daß der Lift hielt.

Erst als die Tür aufschwang und er in den Gang schauen konnte, wußte er, daß er sein Ziel erreicht hatte.

Er torkelte hinaus.

Zum Glück befand sich kein Mensch in der Nähe. Dr. Varese war allein. Das wollte er auch. Mit keinem anderen über den Schrecken reden, sondern erst einmal mit sich selbst ins Reine kommen.

Zu grauenhaft waren die Erlebnisse.

Vito Varese besaß mehrere Büros. Eines davon befand sich nahe des OP.

Vito Varese mußte die Tür erst aufschließen, um das Zimmer betreten zu können. Er hämmerte mit dem Absatz den Eingang wieder zu, taumelte auf einen Stuhl zu und ließ sich auf die Sitzfläche fallen, während er den Dolch vor sich auf den kleinen Schreibtisch legte.

Seinen Patienten riet er, weder Alkohol zu trinken noch zu rauchen. Jetzt griff er zur Flasche und schenkte sich ein. Den Schnaps schüttete er in sich hinein und schüttelte sich danach. Anschließend holte er ein Zigarillo hervor und zündete es an.

Den Rauch atmete er tief ein, bevor er ihn durch die Nasenlöcher wieder ausströmen ließ.

Allmählich beruhigte er sich wieder. Was konnte eigentlich passieren? Diese Frage versuchte er, klar und nüchtern zu analysieren. Im Prinzip nicht sehr viel, denn das Monstrum war unten im Weinkeller eingeschlossen.

Es würde sich kaum aus eigener Kraft befreien können. Durch seine Existenz war leider auch dieser Keller für den Arzt versperrt.

Und er würde stets mit dem Druck weiterleben, daß in der Klinik etwas Gefährliches lauerte.

Er hoffte, daß er sich im Laufe der Zeit daran gewöhnte.

Wie stand es mit den Patienten?

Auf keinen Fall durften sie etwas merken. Auch die Kollegen nicht, und da begannen die Probleme.

Leichen wurden normalerweise aus der Klinik geschafft. Bei dem zuletzt Verstorbenen klappte dies nicht mehr. Dieser Tote hatte sich schließlich in ein Monster verwandelt, und das konnte er nicht so ohne weiteres wegschaffen lassen.

Zudem gab es zwei Zeugen. Die beiden Pfleger, die den Toten hatten wegschaffen wollen. Als er an sie dachte, wurde sein Gesicht hart, und die Methoden seiner Freunde kamen ihm in den Sinn.

Er wußte, wie die Mafia Leichen verschwinden ließ. Er selbst aber hatte bisher nicht gemordet. Seine Hände waren in gewissem Sinne rein. Nun war eine veränderte Lage eingetreten. Auf keinen Fall durfte er die beiden am Leben lassen. Er mußte sie ausschalten.

Vielleicht sollte er sie in den Keller locken…

Seine Lippen verzogen sich bei diesem Gedanken zu einem breiten Grinsen. Ja, das wäre gar nicht schlecht. In den Keller, zu dem Monstrum und es mit den beiden allein lassen. Besser konnte es gar nicht laufen. Er stand auf.

Gleichzeitig hörte er von draußen Motorengeräusch. Ein Wagen kam. Mit zwei Schritten erreichte Dr. Varese das Fenster, schaute hinaus und sah den dunklen Leichenwagen. Das Fahrzeug überholte soeben einen Patienten, der auf den Eingang zuschlenderte.

Eine Sekunde blieb der Arzt noch stehen. Danach hatte er es plötzlich sehr eilig…

***

Ich hörte das Auto heranfahren, drehte mich um und ging gleichzeitig ein Stück zur Seite.

So konnte mich der Wagen passieren.

Er war schwarz und besaß eine Ladefläche. Auf den schwarzen Lack der äußeren Seite waren zwei Kreuze aufgepinselt worden, und für mich gab es nur eine Erklärung.

So sahen Leichenwagen aus.

Eine Auspuffahne wurde nur entgegengeweht. Ich nahm den stinkenden Geruch noch wahr und folgte dem Wagen mit mäßig langsamen Schritten Natürlich machte ich mir meine Gedanken.

Wenn ein Leichenwagen kam, holte er zumeist einen Toten ab. Also war wieder jemand gestorben, wobei ich überlegte, wer es wohl

gewesen sein konnte.

Zu einem Ergebnis kam ich nicht. Der Wagen hielt schräg zum Portal hin gewendet. Zwei Pfleger traten aus einem Seiteneingang und gingen auf den Fahrer zu, der soeben das dunkle Auto verließ.

Ich hörte nicht, was sie miteinander zu besprechen hatten, dafür sah ich den Chef der Klinik aus dem Haupteingang eilen und mit Riesenschritten in Richtung Leichenwagen gehen.

Dr. Varese schien nervös zu sein. Er fuchtelte mit den Armen und sprach auf die Pfleger schon ein, bevor er sie erreicht hatte. »Was erlauben Sie sich denn?«

»Doktor, der Tote muß doch abgeholt werden.«

»Welcher Tote?«

Nach dieser Frage wurde es zunächst einmal still. Ich beschleunigte meine Schritte und geriet so nahe an die Gruppe heran, daß ich die Unterhaltung verstehen konnte.

Dr. Varese schien mir sehr erregt zu sein. Sein Kittel stand offen.

Das Blut war ihm in den Kopf gestiegen, er hatte die Arme halb erhoben und redete jetzt auf den Fahrer ein.

»Sie können von hier wieder verschwinden. Es gibt keinen Toten, den Sie mitzunehmen haben.«

An den Blicken der Pfleger sah ich, daß die beiden die Welt nicht mehr verstanden.

An dieser Szene stimmte einiges nicht. Da standen drei Parteien, und jede besaß eine unterschiedliche Meinung.

Dr. Varese machte mir den nervösesten Eindruck. Er warf auch mir einen schnellen Blick zu. Für einen Moment dachte ich daran, daß er mich anreden würde, doch er riß sich zusammen, sein Blick wurde nur registrierender und auch tückischer. Danach wandte er sich wieder den Pflegern und dem Fahrer zu.

»Sie gehen ins Haus. Am besten warten Sie auf mich vor meinem Büro. Ich habe noch mit Ihnen zu reden.«

»Aber Doktor, wir…«

»Tun Sie endlich, was ich Ihnen gesagt habe!« Seine Stimme wurde sehr laut. Für mich ein Beweis, wie unsicher sich dieser Mann fühlte. Ob er im Unrecht war?

Die Pfleger verschwanden.

Murmelnd und kopfschüttelnd schritten sie an mir vorbei, während sich der Arzt an den Fahrer des Leichenwagens wandte. »Sie haben es ja gehört. Fahren Sie wieder weg, hier gibt es nichts für Sie zu tun.«

»Natürlich, Doktor, entschuldigen Sie!«

Der Wagen wurde gestartet, gewendet und rollte den Weg wieder zurück.

Ich blieb noch stehen, während der Arzt auf mich zukam. Im ersten Augenblick schien es mir so, als wollte er mich ansprechen, überlegte

es sich dann, und schritt an mir vorbei.

Ich warf ihm einen langen, nachdenklichen Blick hinterher. Da stimmte einiges nicht. Der Zufall hatte mich Zeuge eines Ereignisses werden lassen, das mir sehr suspekt erschien.

Wir würden sehen…

Ich betrat das Sanatorium und traf in der elegant eingerichteten Halle, die der eines Luxushotels auch zur Ehre gereicht hätte, meinen Freund Mandra Korab.

Zwei Damen saßen ihm gegenüber, hatten ihn in ein Gespräch verwickelt und strahlten ihn an.

Mandra entdeckte mich, wollte sich aus dem bequemen Sessel erheben und sah mein abwehrendes Winken.

Ich wollte dem Inder das Vergnügen der Unterhaltung gönnen.

Wir sahen uns beim Dinner, wie es hier sogar hieß, und vielleicht hatte ich dann schon mehr erfahren, was die Aufregung des Arztes betraf.

Die beiden Pfleger hatten vor seinem Büro warten sollen. Ich wußte nicht, wo sich das Büro befand, aber mir war bekannt, daß es davon zwei gab.

Hatte er nicht auch von der OP-Abteilung gesprochen? Natürlich, nun fiel es mir wieder ein.

Da also mußte ich hin.

Die OP-Abteilung lag zu ebener Erde. In einem Trakt, den ich bisher noch nicht betreten hatte, von dem ich allerdings wußte, wo er lag.

Es gab da eine Schwierigkeit. Ich wollte nicht unbedingt gesehen werden und mußte versuchen, mich regelrecht anzuschleichen, weil ich den anderen eine Überraschung bieten wollte. Das Anschleichen würde schwierig sein, denn der Trakt war natürlich nicht leer. Patienten lagen in den Zimmern, Personal lief umher, zudem wurde um diese Zeit das Abendessen gereicht.

Das konnte auch meine Chance sein, so daß ich in der Hektik überhaupt nicht auffiel.

Es war ein ziemlich weiter Weg bis zu dem betreffenden Trakt.

Ich legte ihn schnell zurück. Dabei half ich einer jungen Schwester, einen Servierwagen in ein Krankenzimmer zu schieben und erntete dafür ein nettes Lächeln.

Wieder mußte ich eine Glastür aufstoßen und sah dahinter einen langen Gang.

Dort lag auch der OP.

Und ich sah noch mehr.

Drei Männer.

Den Arzt und die beiden Pfleger.

Als ich sie entdeckte, drehte sich Varese um. Einer Eingebung folgend, drückte ich mich nach rechts gegen die Wand und hoffte

darauf, daß ich nicht gesehen worden war.

Aus der entgegengesetzten Richtung vernahm ich Stimmen. Zwei Krankenschwestern unterhielten sich, lachten und verschwanden in einem Zimmer.

Ich wartete noch.

Erst zehn Sekunden später trat ich einen Schritt nach vorn, blickte wieder in Richtung Büro und fand den Gang leer.

Verflixt ärgerlich. Ich hatte eben zu lange gezögert. Der Arzt und die beiden Helfer waren verschwunden.

Erst jetzt stieß ich die rechte Hälfte der doppelten Glastür auf und betrat den Gang. Ich durcheilte ihn, sah auch den Fahrstuhl und eine Tür daneben.

Ich trat ein. Es war ein kleines Zimmer. An der Decke brannte eine Leuchtstoffröhre.

Das Licht fiel auf einen Schreibtisch, mehrere Stühle und einen kleinen Panzerschrank.

Ich ging auf den Schreibtisch zu und schaute mir die Papiere an, die griffbereit darauflagen.

Hastig wühlte ich sie durch.

Nein, darunter befand sich nichts, was mich interessiert hätte.

Nur Berichte und Formulare sowie Rechnungen, die allesamt unmittelbar mit der Klinik zu tun hatten.

Negativ.

Ich legte die Papiere wieder zur Seite und wollte gehen, als die Tür aufgestoßen wurde.

Auf der Schwelle stand Dr. Varese. Kalt schaute er mich an. Die Adern unter seiner dünnen Stirnhaut zuckten, und mit lauernder Stimme fragte er:

»Was machen Sie denn hier?«

***

Die beiden Pfleger warteten auf ihren Chef. Sie konnten das Verhallen des Arztes noch immer nicht begreifen und schüttelten die Köpfe. Der kleinere von ihnen, er war erst seit drei Monaten in der Klinik, legte seine Stirn in Falten.

»Ich habe ja schon einiges erlebt und bin auch rumgekommen, aber so ein Verhalten ist mir nirgends aufgefallen. Wirklich nicht!«

»Was willst du damit sagen, Pietro?«

»Weiß ich auch nicht genau.«

Pietro hob die Schultern. »Vielleicht hat Varese was zu verbergen.«

»Wieso?«

»Wir haben doch die Leiche gesehen, Tristano. Oder erinnerst du dich nicht mehr?«

»Schon.« Tristano kratzte sich am Kopf und brachte die wenigen

dunklen Haarsträhnen in Unordnung. »An deiner Stelle würde ich darüber nicht mehr nachdenken. Wir kassieren den Anschiß und vergessen die ganze Sache.«

»Sehe ich nicht ein.«

»Sei nicht lebensmüde, Pietro. Es ist wirklich besser, wenn du alles vergißt.«

»Und warum?«

Tristano beugte sich seinem Kumpel entgegen. »Ich weiß es auch nicht genau, aber man munkelt so einiges.«

»Was denn?«

Tristanos Stimme wurde noch leiser: »Mafia, verstehst du? Die Klinik hängt mit der Mafia zusammen. Schau dir einen Teil der Patienten genau an. Die sehen aus wie Mafiosi. Ausgebeulte Jacketts kommen nicht von ungefähr.«

»Kanonen, wie?«

»Genau, Pietro. Und weißt du vielleicht, was mit diesem Toten los war? Die Mafia hat doch besondere Methoden, unliebsame Zeugen verschwinden zu lassen.«

»Meinst du uns damit?«

»Gott bewahre. Die Leiche meine ich. Und jetzt sei ruhig, der Alte kommt.«

Beide schwiegen, drehten sich um und schauten dem Doktor entgegen, der mit wehendem Kittel angelaufen kam. Als er sich mit den Männern auf gleicher Höhe befand, befahl er ihnen, zum Lift zu kommen. »Wir werden in den Keller fahren!« fügte er noch hinzu.

Pietro und Tristano warfen sich bedeutsame Blicke zu, protestierten aber nicht.

Vor dem Lift blieben sie stehen. Von ihrem Chef bekamen sie keine Erklärung. Der stand da und schaute zu Boden. Den Ruf knopf hatte er bereits gedrückt.

»Was gibt es denn im Keller?« fragte Pietro.

Er bekam Antwort, noch bevor sich die Tür öffnete. »Eine Leiche. Genau die, die wir suchen.« Der Arzt hatte bei diesen Worten in den Gang hineingesehen, und er glaubte, im Hintergrund eine huschende Bewegung erkannt zu haben. Als er noch einmal nachschaute, sah er nichts mehr.

Vielleicht eine Täuschung, dachte er und ließ die beiden Pfleger einsteigen.

Wohl war ihnen nicht. Das stand in ihren Gesichtern geschrieben, und sie schauten sich auch unbehaglich um.

»Was sollen wir denn mit der Leiche alles machen?« fragte Pietro weiter.

Dr. Varese hatte schon den Knopf gedrückt. »Das werde ich Ihnen später erklären.«

Sie fuhren nach unten.

Verstohlen beobachteten die beiden Männer ihren Chef. Er machte keinen so ruhigen Eindruck mehr. Irgendwie schien er unter Spannung zu stehen.

So hatten sie ihn noch nie erlebt. Sein Blick war starr auf die Tür gerichtet, die Mundwinkel zuckten dabei.

Der Lift hielt.

Tristano und Pietro hielten die Lippen zusammengepreßt. Ihnen beiden war nicht wohl in ihrer Haut. Die wie glänzendes Aluminium schimmernde Tür öffnete sich, und der Arzt trat einen Schritt nach hinten. Er ließ den Pflegern den Vortritt.

»Bitte sehr«, sagte er sehr höflich, schaute die beiden aber nicht an, sondern starrte in den ehemaligen Weinkeller.

Pietro und Tristano gingen.

Dem Arzt bewegten sie sich zu langsam. »Verschwindet endlich«, sagte er und stieß sie sogar in den Rücken.

Damit hatten die Männer nicht gerechnet. Sie wurden über die Liftschwelle katapultiert, stolperten in den Weinkeller hinein und hörten noch das gellende Lachen ihres Chefs.

Dann schloß sich die Tür wieder.

Dr. Varese war zufrieden. Sein Lachen hörte er nur selbst. Zwei Zeugen waren erledigt. Das Monstrum würde sicherlich die beiden Zeugen vernichten.

Es lief alles ausgezeichnet…

***

Pietro hatte sich nicht mehr fangen können, war am Boden gelandet, blieb dort sitzen, schüttelte den Kopf und schaute seinen Kollegen aus großen Augen an, als er sagte: »Der Kerl muß verrückt geworden sein.«

Tristano erwiderte nichts. Sein Blick galt der Fahrstuhltür und der Anzeigetafel, wo kleine Birnen aufleuchteten, die andeuteten, daß der Lift nach oben entschwand.

Pietro stand auf. »Den holen wir uns zurück!« knirschte er. »Soweit kommt es noch, daß wir uns hier gefangen nehmen lassen.« Er drückte den Rufknopf.

Nichts tat sich.

Noch dreimal versuchte es der Pfleger, ohne Erfolg. Er bekam eine Gänsehaut und dachte daran, daß man sie beide wohl reingelegt hatte.

»Das Schwein hat den Lift gesperrt«, flüsterte er.

»Was?«

Wütend trat Pietro gegen das schimmernde Metall der festen Sicherheitstür. »Das Schwein hat den Lift gesperrt. Wir kommen hier unten nicht mehr weg.«

Tristano begriff nicht so recht. »Aus welchem Grunde sollte er das denn tun?«

»Denk an die Zeugen.« Pietro stieß seinem Kollegen den Finger gegen die Brust. »Wir sind Zeugen, Mann.«

Tristano schluckte. Sein breitflächiges Gesicht wurde fahl. »Du meinst also, daß man uns hier verrecken lassen will?«

»Darauf läuft es im Endeffekt wohl hinaus. Ich rechne nicht damit, daß uns Varese noch einmal holen wird.«

»Dann sieht es böse aus.«

»Noch böser.«

»Vielleicht schickt er auch Killer«, vermutete Tristano. »Das soll ja Mafiaart sein.«

»Und dann betonieren sie uns ein«, erklärte Pietro.

»Mach mich nur nicht verrückt.«

»Wieso? Das sind Tatsachen, leider.«

Tristano wollte etwas sagen. Zuvor schnitt ihm Pietro mit einer Handbewegung das Wort ab.

»Sei mal ruhig, verdammt.«

»Was ist denn?«

»Ich habe etwas gehört.«

Tristano schaute sich um. »Wo denn?«

Auch Pietro hatte sich gedreht. Er deutete tiefer in das Gewölbe hinein.

»Da ungefähr.«

»Schauen wir nach?«

»Sicher.«

Tristano schritt vor. Er war wesentlich kräftiger als sein Kollege.

Wenn er angegriffen wurde, würde er es einem Gegner schon zurückzahlen, das stand fest.

Sie gerieten in die Nähe der hohen Weinfässer, nahmen noch den Geruch in sich auf und sahen schon bald den Leichentisch. Beide Männer blieben stehen.

»Mann!« flüsterte Pietro, »den kenne ich.«

»Woher?«

»Das ist ein Tisch, auf dem ich mal Leichen gewaschen habe. Was macht der denn hier unten?«

»Da frag mal Varese.«

Pietro nickte. »Das werde ich auch.«

»Falls wir hier noch rauskommen«, fügte Tristano hinzu. Er blieb neben dem Tisch stehen und fühlte mit der Hand darüber. »Der ist sogar feucht«, flüsterte er.

»Vielleicht hat da vor kurzem noch der Tote gelegen, den wir suchten«, vermutete Pietro.

»Möglich.«

»Was kann Varese nur mit den Leichen gewollt haben?« fragte Pietro und schlug mit der Faust auf das Holz.

Von seinem Kollegen bekam er keine Antwort. Der nämlich schaute an ihm vorbei, und wie in einer Zeitlupenaufnahme veränderten sich dessen Gesichtszüge.

Zuerst zuckte der Mund, danach du Wangen, dann öffnete er die Lippen. Gleichzeitig wurden die Augen größer und er hob den rechten Arm halb in die Höhe.

»Was ist, Mensch?«

»Hier, Pietro. Das ist irre, verrückt…«

Pietro drehte sich um 180 Grad und sah das Grauenhafte ebenfalls. Es hatte zwischen zwei Weinfässern gelauert und war nun im Begriff, hervorzukommen.

Ein Monster!

Etwa in Manneshöhe schob sich zwischen zwei Weinfässern eine geleeartige Masse hervor. Ein unförmiger Schädel, der von zwei verschiedenen Seiten zusammengedrückt wurde und eine flaschenähnliche Form annahm. Kaum war er befreit, richtete er sich wieder zu seiner normalen Größe auf. Die beiden Betrachter hatten das Gefühl, als würde ein Ballon allmählich mit Luft gefüllt.

Doch es war kein Ballon, sondern ein widerliches schleimiges Gebilde, das graugrün schimmerte und in dessen Innern sich weitere kleine Köpfe bewegten.

Ferner besaß das Monstrum schuppige Beine und Arme, aber noch einen normalen Oberkörper.

Langsam kam es näher.

Aus kugelförmigen Augen starrte es die beiden entsetzten Männer an, die vornübergebeugt dastanden und ihre Hände auf den Tisch gestützt hatten. Keiner der Pfleger war fähig, eine Erklärung abzugeben.

Pietro fand als erster die Sprache wieder. Nur abgehackt stieß er die Worte hervor, als er keuchte: »Wir müssen verschwinden. Verdammt, wir müssen weg!«

»Aber wohin?« Tristano kreischte und schüttelte sich. »Ich weiß doch nicht…«

Da griff das Monstrum an.

Die beiden Pfleger konnten die Bewegung kaum verfolgen.

Außerdem hatten sie nicht damit gerechnet, daß diese Attacke auf eine solche Weise erfolgen würde, denn sie konzentrierten sich auf die schuppigen Arme und ließen den Schädel außer acht.

Genau dort geschah es!

Der unheimliche Kopf zerplatzte und setzte den brandgefährlichen Inhalt frei.

Drei weitere Köpfe schlugen zu.

Sie schnellten aus der Masse, blieben dabei mit ihr durch lange

Fäden verbunden und trafen zielsicher und mit knochenharten Schlägen ihr anvisiertes Ziel.

Es waren die Gesichter der Männer. Sie konnten sich so schnell nicht in Sicherheit bringen, wurden zurückgeschleudert, schrien, aber diese Schreie endeten in einem dumpfen Röcheln.

Auf dem Rücken blieben sie liegen.

Das Monstrum hatte seine Opfer. Durch magische Gedankenkraft gab es den Köpfen einen telepathischen Befehl, und die Schädel begannen mit ihrem grausamen Werk.

Geräusche klangen durch den Raum, die an das Schlürfen der Ghouls erinnerten.

Furchtbar hörten sie sich an.

Ein alter Dämon war erwacht. Die Kraft des Dolches hatte ihn zurückgeholt, und er würde seinen Weg fortsetzen.

Nichts konnte ihn halten.

Auch keine Lifttür…

***

»Die Tür war offen«, sagte ich.

Vito Varese starrte mich an. Ein finsterer Blick traf mich, als er erwiderte: »Eine offene Tür ist noch lange kein Grund, einfach in ein Zimmer zu gehen, oder machen Sie das überall, Signore…?«

»Sinclair«, half ich ihm auf die Sprünge.

»Ach ja, der Engländer.«

»Nein, ich mache das nicht überall«, erklärte ich. »Nur wenn ich mit jemandem reden will.«

»Es gibt Anmeldezeiten.«

»Tut mir leid, darauf kann ich mich nicht einlassen. Die Dinge sind zu wichtig.«

»Verschwinden Sie jetzt.« Vito Varese trat einen Schritt vor. Er deutete dabei auf die Tür.

Ich blieb stehen.

»Haben Sie nicht gehört?« fragte er flüsternd.

»Doch, aber ich bleibe.«

»Dann lasse ich Sie wegschaffen und werde dafür Sorge tragen, daß Sie Ihre Kur abbrechen.«

»Das wäre unklug.«

»Wieso?« Er war einen Schritt vorgegangen, und seine Hand lag bereits auf dem Telefonhörer.

»Schließlich geht es mir um die Leiche, die Sie so gern verschwinden lassen wollten.«

Er nahm die Hand wieder zurück und schaute mich aus großen Augen an. »Ach, was Sie nicht sagen. Das ist ja etwas ganz Neues.«

Ein falsches Lächeln wischte über sein Gesicht. »Können Sie sich da

ein wenig deutlicher ausdrücken?«

Ich lächelte ebenfalls. »Gern. Doch zuvor hätte ich gern gewußt, wo die beiden Pfleger stecken. Sie wären für mich gute Zeugen.«

»Kann ich mir vorstellen. Leider sind sie nicht anwesend.«

»Lassen Sie sie kommen!«

Der Arzt hob die Schultern. »Es geht nicht. Sie haben bereits frei und sind weggefahren. Vielleicht nach Siena. Es ist ja erst früher Abend.«

Das glaubte ich dem Kerl nicht, aber ich konnte ihm auch nicht das Gegenteil beweisen, und so blieb es erst einmal bei unserem Dialog. »Ich habe nur festgestellt, daß Sie die Leiche verschwinden lassen wollten, das ist alles.«

»Kommen Sie mir doch nicht damit, Sinclair. Weshalb sollte ich einen Toten verschwinden lassen?«

»Im Auftrag, zum Beispiel.«

»Verstehe ich nicht.«

»Hier regiert die Mafia. Wir sind schließlich in Italien.«

Der Doktor lachte. »Glauben Sie auch an die Märchen sensationsgeiler Illustriertenschreiber? Ich hätte Sie wirklich für klüger gehalten. Mit der Mafia habe ich nichts zu tun. Ich leite hier ein Sanatorium, das ist alles. Zudem sind Sie ein Patient und haben sich nicht um Dinge zu kümmern, die Sie nichts angehen. Was mit den Toten geschieht, bestimmt allein das Gesetz, und daran halte ich mich.«

»Ihre beiden Pfleger waren anderer Meinung.«

»Sie werden Sie morgen fragen können. Und jetzt lassen Sie mich allein, ich habe zu arbeiten! Außerdem können Sie schon zu packen anfangen, Sinclair. Sie stiften Unfrieden, und den können wir in der Klinik nicht gebrauchen.«

Harte, deutliche Worte. Ich hatte sie genau verstanden. Nur dachte ich nicht daran, mich an sie zu halten. Mit dieser Leiche stimmte etwas nicht, wobei ich das Gefühl nicht loswurde, daß Vito Varese in einer Zwangslage steckte. Ich hatte ihn gezwungen, etwas zu unternehmen. Jetzt mußte er einfach handeln.

Ich nickte ihm zu.

»Wir werden uns bestimmt noch sehen, Doc. Bis später…«

Damit verließ ich ihn. Das Dinner wartete. Meine beiden Freunde sicherlich auch.

Ich mußte zurück zum Foyer. Dort fand ich Mandra Korab nicht mehr. Während ich den Speisesaal ansteuerte, breitete sich allmählich in dem alten Weinkeller das Grauen aus.

***

Suko verdrehte die Augen. »Endlich«, sagte er, als ich den schon ziemlich gefüllten Speisesaal betrat, in dem sich die Ober lautlos

bewegten und das Essen servierten. Hier bemerkte man in der Tat, daß diese Klinik einem Luxushotel in nichts nachstand.

Wir hatten einen Vierertisch am Fenster bekommen. Zwei Plätze waren noch frei. Einen Stuhl zog ich heran und ließ mich auf ihm nieder. Sofort war ein Ober da und erkundigte sich nach dem Getränk.

Ich nahm Mineralwasser.

»Hast du Hunger?« fragte ich Suko.

»Und wie.«

»Mir ist der Appetit vergangen.«

»Wieso? Ist was passiert?«

»Das kann man sagen.«

Die Vorspeise kam. Ein Stück Pastete. Dazu wurde Cumberland-Soße gereicht.

Während wir aßen, berichtete ich. Beim Essen über Leichen zu sprechen, ist zwar nicht angenehm, aber wir wollten möglichst ungestört unsere Informationen austauschen.

Mandra und Suko hörten gespannt zu. Natürlich hatten sie Fragen, und der Inder stellte die erste.

»Hast du den Dolch nicht bei Varese gesehen?«

»Leider nein.«

»Das ist natürlich schlecht.«

Ich winkte ab. »Keine Sorge, Mandra. Der Doc muß aus der Reserve kommen. Er weiß, daß ich etwas bemerkt habe. Das kann er unmöglich auf sich sitzen lassen.«

Da gaben mir die Freunde recht.

Wir bekamen eine Suppe, die wir schweigend aßen. Ich aber ließ meine Blicke durch den Raum gleiten. Zudem saß ich sehr günstig und konnte die meisten Menschen sehen.

Auch Luigi Bergamo.

Er saß ebenfalls an einem Vierertisch und war eingerahmt von seinen Freunden, die auf mich wie Leibwächter wirkten.

Mein Blick traf sich mit dem des Mafioso. Bergamo begann zu lächeln. Danach wandte er sich wieder seinem Essen zu.

»Du hast ihn auch schon gesehen, wie?« fragte Suko.

»Ja. Und auch gesprochen.«

»Und?«

»Nichts.« Ich hob die Schultern. »Weiß Mandra über Bergamo Bescheid?«

»Ja, ich habe es ihm gesagt.«

»Könnte es sein«, sagte der Inder, »daß Bergamo und dieser Vito Varese unter einer Decke stecken?«

Die Frage war gut, eine Antwort konnten weder Suko noch ich ihm geben.

»Was hattest du denn für einen Eindruck, John?« fragte Mandra und

schob seinen Teller zur Seite.

»Ich glaube, daß er nichts weiß. Er scheint tatsächlich nur zur Erholung hier zu sein. Auch Mafiosi nutzen sich einmal ab, wie ihr euch denken könnt.«

»Kann ich mir bei Bergamo kaum vorstellen«, meinte Suko, »wo er doch Palermo beherrscht.«

Als Hauptspeise gab es Nudeln. Ich hatte sie in dieser Zubereitung noch nie gegessen. Sie schmeckten sehr gut und auch das Kalbfleisch war weich.

Man konnte es hier aushalten, wenn nur nicht die Bedrohung gewesen wäre.

Ich dachte an den Arzt. Er ließ während des Essens nicht blicken, und ich stellte mir automatisch die Frage, wie er wohl gegen mich vorgehen würde.

Daß er etwas tun muß, lag auf der Hand. Ich war ein Zeuge, und den konnte er nun überhaupt nicht brauchen, falls er etwa Ungesetzliches getan hatte. Ich traute ihm natürlich zu, sich mit Bergamo kurzzuschließen und die Mafioso gegen mich einzunehmen. Wenn Bergamo seine Männer losschickte, sah es für uns nicht gut aus. Ich war ehrlich genug, dies zuzugeben.

Was also sollten wir tun.

Mein Blick glitt aus dem Fenster.

Draußen war es längst dunkel geworden. Im Park brannten jetzt die Lampen. Auch über den großen Scheiben der Speisesaalfenster lichteten sie und warfen ihren Schein kegelförmig und breit in die Tiefe.

Etwas bewegte sich durch den Lichtschein.

Zunächst dachte ich an einen Zweig, der vom Wind geschüttelt worden war. Einige Sekunden später wurde ich eines Besseren belehrt, denn urplötzlich tauchte dicht vor der Scheibe und von außen der Kopf eines Mannes auf.

Ich kannte das Gesicht. Es gehörte einem der Pfleger!

***

Suko und Mandra hatten nichts bemerkt, da sie sich unterhielten aber ich sah den Schädel und saß starr.

Das durfte doch nicht wahr sein, das gab es nicht, denn der Kopf schwebte am oberen Rand der Scheibe. So groß war kein Mensch!

Urplötzlich sprang ich auf. Erst jetzt wurden meine beiden Freunde aufmerksam.

»Was ist los, John?« fragte Suko.

»Da!« Ich zeigte auf die Scheibe »Da war der Schädel eines Pflegers«

Die beiden schauten sofort hin, auch ich blickte wieder zum Fenster, sah aber nichts mehr.

Der Kopf war verschwunden. Ich erntete fragende Blicke meinet Freunde, und Suko erkundigte sich: »Hast du dich nicht getäuscht, John?«
»Nein, zum Henker!« Wir schauten noch einmal nach draußen, gingen nahe an das Fenster heran, doch das Licht der Außenleuchte blendete uns. Da konnten alle sagen, was sie wollten. Was ich gesehen hatte, das hatte ich gesehen, und ich ließ mich nicht davon abbringen.
Suko und Mandra nahmen wieder Platz. Ich aber blieb stehen.
»Freunde«, sagte ich, »bleibt ihr hier, ich schaue mich draußen um.«
Die beiden schüttelten die Köpfe.
»Aber wieso? Du…«
»Ich muß es einfach wissen.«
»Sollen wir mitgehen?«
»Nein, wartet lieber. Lange wird es ja nicht dauern. Zudem bin ich bewaffnet.«
»Okay!« Suko nickte, und ich ließ die beiden Freunde allein am Tisch zurück.
Verwunderte Blicke trafen mich, als ich mich wie die Ober durch die Reihen schob. Aber auch ein nachdenkliches Schauen stellte ich fest. Das war bei Luigi Bergamo der Fall. Als ich ihn schon passiert hatte, sah ich den Mafioso und seine Begleiter noch im Glas der großen Eingangstür als Spiegelbild. Der Capo hatte sich zur Seite gebeugt und redete auf einen seiner Männer ein.
Ob der Mann aufstand, sah ich nicht mehr, denn die Türhälften schwangen vor mir auseinander, als ich mit dem Fuß einen Kontakt berührte.
Im Foyer fand ich mich wieder, schaute mich kurz um, sah jedoch nichts Verdächtiges.
Das war schon gut.
Ich beeilte mich. Mit wenigen Schritten hatte ich die Tür erreicht, eilte hindurch, nahm auch die beleuchtete Treppe und stand jetzt vor dem großen Klinikgebäude.
Das Fenster, an dem wir gesessen hatten, wies zur Rückseite hin.
Ich mußte also um das Gebäude herumlaufen, um die Stelle zu erreichen. Dabei passierte ich den Parkplatz, wo fast nur Wagen der oberen Preisklasse standen.
An der Rückseite des großen Klinikgebäudes nahm das Gelände einen stark parkähnlichen Charakter an. Viel Rasen, nur wenige schmale Wege. Dafür aber Bäume, die manchmal so dicht standen, daß sie schon einen kleinen Wald bildeten.
Ich erreichte die Stelle und schaute zum Fenster hoch. Leider war der Blickwinkel zu ungünstig. Ich konnte nicht einmal meine beiden Freunde erkennen, da sie zu tief saßen.
Etwas anderes fiel mir ungefähr dort auf, wo ich den Schädel gesehen

hatte. Das war im oberen Drittel der Scheibe, etwas Feuchtes schimmerte dort. Möglicherweise ein Fleck, der von einem nassen Schwamm hinterlassen worden war.

Ein Schwamm war es nicht gewesen, sondern der Kopf des Pflegers. Für mich zählte dieser Beweis.

Tief atmete ich durch. Ich hatte mich also nicht getäuscht. Mir wurde klar, daß mit dem Pfleger etwas Schreckliches geschehen sein mußte. Vielleicht war er kein Mensch mehr, unter Umständen hatte man ihn zu einem Monstrum gemacht.

Als ich daran dachte, geriet ich ins Schwitzen. Zudem fiel mir ein, daß ich mich durch die Abstrahlung der Außenleuchte inmitten einer Lichtinsel befand und aus diesem Grunde eine gute Zielscheibe abgab.

Rasch ging ich einige Schritte zur Seite und spürte unter meinen Sohlen den weichen Rasen.

Auch ein Baum stand nicht weit entfernt. Wie ein düsteres Schattengerippe hob er sich aus der Finsternis ab. Ohne es eigentlich zu wollen, schaute ich nach oben in das Geäst des Baumes hinein.

Mein Blick wurde starr.

Jemand schien gleichzeitig mit einer Messerspitze meinen Rücken zu »Streicheln«, denn was ich dort zu sehen bekam, war unfaßbar, unwahrscheinlich und ungeheuerlich.

In einer Astgabel klemmte der Kopf, den ich am Fenster gesehen hatte…

***

Suko und Mandra Korab schauten John Sinclair nach, wie er durch den Speisesaal schritt. Wohl war ihnen beiden nicht. Sie wären lieber mitgegangen.

Suko sprach es auch aus, während er seinen Teller zur Seite schob. »Es paßt mir nicht, daß er allein geht.«

»Ebenfalls!« Mandra nickte. »Andererseits kann John Sinclair auf sich selbst achtgeben. Du hältst die Mafiosi im Auge, und ich werde mich um einen anderen kümmern.«

Suko verstand. »Meinst du den Doc?«

»Sicher.«

Der Chinese drehte sich um. »Ich habe ihn hier nicht gesehen. Wohnt er eigentlich in der Klinik?«

»Soviel ich weiß, ja«, erklärte der Inder. »Er soll über dem OP eine Wohnung haben. Allerdings habe ich sie noch nie gesehen, was sich allerdings an diesem Abend ändern wird.«

»Willst du ihm die Pistole auf die Brust setzen?«

»So ähnlich.«

Suko hatte sich wieder umgewandt und sah, daß sich an Bergamos Tisch zwei Männer erhoben. Der Capo gab ihnen Anweisungen. Er

deutete mit der Hand zudem in Richtung Ausgang.

Bei Suko schrillten die Alarmglocken. Das konnte verdammt gefährlich für John Sinclair werden, denn er ging davon aus, daß der Mafioso die Männer hinter dem Geisterjäger hergeschickt hatte.

»Ich muß ihnen folgen«, sagte er zu Mandra. »Bleibst du hier?«

»Nein, ich suche Varese.«

»Dann komm!«

Beide Männer starteten zur selben Zeit. Als Suko in die Nähe des Mafia-Tisches geriet, sprang Luigi Bergamo plötzlich in die Höhe.

»Einen Moment!« rief er dem Inspektor zu.

Der Chinese blieb stehen. »Was ist denn?«

»Ich habe meine Männer nicht hinter Sinclair hergeschickt, damit sie ihn behindern.«

»Aus welchen Gründen sonst?«

»Weil ich einzig und allein wissen will, was hier läuft. Haben Sie mich verstanden?«

»Ja, natürlich.« Suko lächelte kantig. »Sollte sich der Grund dennoch als ein anderer herausteilen, Bergamo, lernen Sie mich kennen. Und ich spaße nicht.«

»Das weiß ich.«

Die zurückgebliebenen Leibwächter des Capo standen auf dem Sprung. Ihre Hände befanden sich nahe der Jackettausschnitte. Sie waren bereit, sofort die Waffen zu ziehen. Aber der Mann aus Palermo winkte ab und nahm wieder Platz.

Suko lief durch das Foyer, nahm dieselbe Treppe wie sein Freund John, während Mandra Korab, der den Speisesaal ebenfalls verlassen hatte, sich einem anderen Gebäudetrakt zuwendete.

Vor der Klinik angekommen schaute sich Suko vergeblich mich dem Geisterjäger um.

Aber er sah die beiden Mafiosi.

»Verdammt, irgendwo muß der Kerl doch hingelaufen sein«, sagte einer von ihnen.

Suko zog sich in den Schatten zurück. Er wollte nicht unbedingt gesehen werden. Wenn er die Mafiosi ließ, brachten sie ihn bestimmt von ganz allein auf Johns Fährte.

Die beiden sprachen über eine Trennung, damit jeder für sich in eine Richtung weitersuchen konnte. Bis jemand auf die Idee kam, es mal an dei Rückseite zu versuchen.

Die beiden liefen los. Suko folgte ihnen. Der Inspektor war ein Meister im Anschleichen, und so bemerkten dir beiden Mafiosi nicht, daß ihnen jemand auf den Fersen war.

Sie schlugen den offiziellen und normalen Weg zum Parkplatz ein, der erleuchtet war. Suko hielt sich auf dem Rasen. Er dämpfte auch seine Schritte. Da sich die beiden Mafiosi unterhielten, konnten sie

ihren Verfolger so wieso nicht hören.
Über den Parkplatz wollten die beiden nicht. Sie kürzten ab, einer lief sehr eilig vor.
Und den erwischte es.
Suko wußte selbst nicht, wie so etwas hatte geschehen können.
Urplötzlich rutschte der Mann aus, hing auf einmal in der Luft, die Beine gespreizt und den Kopf nach unten.
Sein schauriges Ächzen trieb dem Chinesen eine Gänsehaut über den Rücken…

***

Das Gesicht in der Gabel!
Trotz der miesen Lichtverhältnisse sah ich es genau vor mir, und es gehörte tatsächlich einem der Pfleger, den ich auch am Leichenwagen und später in der Klinik gesehen hatte.
Jetzt wirkte es verändert. Seltsam bleich, die Augen geweitet, der Mund eine verzerrte Öffnung. Die Haare lagen angeklatscht auf dem Schädel, als wären sie mit einer feuchten Creme bestrichen worden.
Alles war vorhanden, nur der Körper nicht.
Ich sah nur das Gesicht, keinen Hals und auch nicht die Ansätze der Schultern.
Ich schluckte und spürte wieder die Gänsehaut auf meinem Rücken. Es war unverständlich für mich, diesen Kopf zu sehen. Wo kam er her? Wie kam er dort in den Baum. Und wo befand sich der Körper des Mannes?
Eine Antwort konnte ich nicht geben, aber ich begriff, daß ich am Beginn eines schrecklichen Vorganges stand. Dieser Park war nicht mehr normal. Etwas hatte ihn in Besitz genommen, und so schnell wie der Kopf vorhin am Fenster aufgetaucht war, so rasch verschwand er jetzt auch wieder.
Ich vernahm noch ein hohes, sirrendes Geräusch, das sich gleichzeitig wie ein Peitschenklang anhörte, danach starrte ich in die leere Astgabel.
Hatte ich mich getäuscht? War ich auf eine Halluzination hereingefallen?
Nein, nicht mehr beim zweitenmal. Der Kopf war vorhanden gewesen, daran gab es nichts zu rütteln.
Sicherheitshalber zog ich meine Beretta. Die Waffe gab mir ein gewisses Gefühl der Sicherheit in einer doch sehr feindlichen Umwelt. Für mich war dieser gepflegte Park zu einer dämonischen Falle geworden, die nur darauf wartete, zuschnappen zu können.
Unter dem Baum schritt ich her. Der Kopf war, das hatte ich noch soeben gesehen, nach hinten geschnellt. Also weg von mir. Wenn ich genau in die Richtung schritt, mußte ich unter Umständen auf ihn

stoßen.

Vorsichtig bewegte ich mich über den Rasen. Dieses Gelände war bretteben. Die Steigungen begannen erst auf dem anderen Teil des Areals, wo die Bungalows lagen.

Wo lauerten denn die Feinde?

Am liebsten hätte ich sie gelockt, doch der Schädel blieb verschwunden.

Ich passierte den Baum, ohne daß etwas geschehen wäre. Nichts fiel auf meinen Kopf.

Vor mir lag eine freie Fläche. Der Lichtschein des Gebäudes reichte nicht bis zu mir. Ein paar Yards links von mir lief er allmählich aus.

Von der vor mir liegenden dunklen Rasenfläche erhoben sich noch dunklere Schatten. Sie sahen aus wie Kegel und standen dicht beieinander. Das waren sorgfältig gestutzte Büsche, die eine kegelförmige Form aufwiesen.

Dahinter wuchsen wieder Bäume mit dicken, blattlosen Ästen.

Eine trügerische Ruhe umgab mich. Ich spürte in meinen Fingerspitzen das bekannte Kribbeln. Ein Zeichen, daß etwas geschehen mußte, und ich wurde noch wachsamer.

Sicherheitshalber hängte ich mein Kreuz nach draußen. Sein matter Schein beruhigte mich einigermaßen, und ich sah meine vor mir liegende Aufgabe wieder etwas klarer und realistischer.

Trotz meiner Wachsamkeit überraschte mich der Gegner. Diesmal sah ich ihn nicht in einem Baum, sondern in Bodenhöhe.

Unheimlich schnell flog er auf mich zu. Er hatte mir das Gesicht zugedreht und kam mir vor wie ein menschlicher Fußball.

Instinktiv tat ich genau das Richtige. Ich sprang in die Höhe, so daß der Kopf mich nicht erreichte und unter meinen Füßen hinweghuschte. Kaum hatte ich den Boden wieder berührt, da schwang ich schon herum, schaute ihm nach und sah ihn im Zickzack über den Rasen huschen.

Zum erstenmal stellte ich fest, daß sich der Kopf nicht von allein bewegte. Er wurde gezogen. Ein Band oder schleimiges Etwas war an seinem Rücken befestigt, und ich dachte unwillkürlich ah einen Arm des Kraken Krol, der mir ja in Rio so große Schwierigkeiten bereitet hatte.

Hier war es ähnlich.

Bevor ich die Lage noch richtig erfassen konnte, war der Schädel verschwunden. Ich hatte mir die Richtung gemerkt. Der Schädel war auf ein Gebüsch zugezogen worden. Jetzt deckte ihn die sorgfältig gesetzte Buschgruppe.

Mein Herz schlug schneller.

Diesmal hatte ich ein Ziel, und der Schädel sollte mich nicht noch zum drittenmal überraschen.

Bisher war ich ziemlich langsam gegangen. Das änderte sich. Mit raschen Schritten überwand ich die Distanz – und lief genau in die Falle.

Ich hörte noch etwas, spürte dann die Berührung an meinem Fuß, und im nächsten Moment packte es mich.

Ohne daß ich etwas dagegen unternehmen konnte, wurde ich in die Höhe gerissen.

Es war ein harter Schlag. Ein Schrei drang aus meiner Kehle.

Dann sah ich den dunklen Rasen unter mir, kippte und schwebte in Baumhohe über dem Grund.

Mein Kopf hing nach unten.

Ich war wehrlos!

***

Mandra Korab hatte es eilig. Genau wie Suko glaubte auch er daran, daß sich John Sinclair bei seiner Entdeckung nicht getäuscht hatte.

Dieser Schädel mußte existieren. Er hatte in einer seltsamen Stellung oben am Fenster gehangen. Man konnte die Haltung als unnatürlich bezeichnen.

Das alles stimmte. Zugleich war es auch ein Hinweis auf eine Sache, die Mandra Korab einfach nicht aus dem Kopf gehen wollte. Er selbst war mit ihr noch nicht konfrontiert worden aber er hatte von ihr gehört.

Während er durch die langen Gänge der Klinik schritt, dachte er intensiv darüber nach.

Schwebende Köpfe, vielleicht schwebende Gliederteile, unter Umständen herausgesaugtes Blut, das alles waren Anzeichen und Hinweise für einen Dämon.

Oder eine Göttin der Finsternis Kali war es nicht. Sie blieb diesmal aus dem Spiel. Doch in der indischen Mythologie gab es zahlreiche Dämonen, Götzen und grauenhafte Gestalten, die zum Teil existierten, zum Teil aber vernichtet worden waren. Denn auch unter den Geschöpfen der Hölle existierten Kampfund Vernichtung.

Waren die sieben Dolche nicht aus den Körpern oder Armen sterbender Dämonen hergestellt und entwickelt worden?

Genau daran mußte Mandra jetzt denken. Er wußte, daß er dicht vor der Lösung des Problems stand, doch er kam einfach nicht auf den Trichter. Da stand noch ein Hemmschuh, der seine Gedanken beeinflußte. Wer konnte das sein? Mandra überlegte verzweifelt, er kam einfach nicht darauf, aber er würde Vito Varese fragen, darauf konnte sich der andere verlassen. Und Mandra wollte den Arzt nicht eher verlassen, bis der ihm eine Antwort gegeben hatte.

Zunächst mußte er ihn finden.

Der Inder hatte sich auch mit dem Personal angefreundet. Er war zu

jedem freundlich und führte zahlreiche Gespräche.

Er war also aufgefallen und hoffte nun, so überzeugend sein zu können, daß man ihm Auskünfte gab.

In den Aufenthaltsraum der Schwestern brauchte er nicht erst hineinzugehen. Eine noch junge Oberschwester lief ihm über den Weg, sah den Inder und schüttelte den Kopf.

»Was suchen Sie denn hier auf der Krankenstation, Mr. Korab?« sprach sie in ihrem gebrochenen Englisch.

Mandra lächelte. Obwohl ihm die Zeit im Nacken saß, gab er sich ruhig und überlegen. »Ich glaube, daß Sie mir helfen können, Schwester.«

»Ich?« Sie lachte. »Was sollte ich für Sie tun können?«

»Mir einen Weg zeigen.«

»Haben Sie sich jemand ausgesucht, Mr. Korab?«

Mandra schüttelte den Kopf. »Keine Sorge, es ist niemand vom Personal. Das ist ja verboten. Ich hätte gern von Ihnen gewußt, wo ich Dr. Varese finden kann.«

Das Lächeln der Schwester verringerte sich um mindestens Prozent. »Sie wollen zum Chef?«

»Ja, ich sagte es bereits.«

»Ohne Anmeldung und um diese Zeit?« Die Schwester schüttelte den Kopf. »Das geht nicht.«

»Es ist wirklich wichtig.«

»Das glaube ich Ihnen ja. Das sagen sie auch alle, die den Doktor sprechen wollen. Nur haben wir die Order bekommen, jegliche Störungen außerhalb der normalen Sprechzeiten von ihm fernzuhalten. Verstehen Sie das, Mr. Korab? Es sei denn, es liegt ein Notfall vor«, schränkte sie noch ein. »Der ist bei Ihnen ja nicht gegeben, wenn ich Sie mir so anschaue.«

»In gewisser Hinsicht schon, Schwester.«

»Ach, jetzt lügen Sie.«

»Nein, wirklich nicht, ich muß mit dem Chef reden. Es ist sehr dringend, möglicherweise lebenswichtig.«

Mandra hatte sehr ernst gesprochen. Die Schwester dachte nach.

Sie kannte den stets freundlichen Inder und taxierte ihn mit prüfenden Blicken.

»Nun?«

»Ich weiß nicht so recht.« Noch zierte sie sich, doch Mandra wußte, daß er schon so gut wie gewonnen hatte.

»Ich kann mit Ihnen leider über dieses Problem nicht reden, aber glauben Sie mir bitte, daß ich kein Spinner bin und Dr. Varese nicht ohne Grund behellige.«

»Das weiß ich.«

»Weshalb zögern Sie dann?«

»Ich könnte meinen Job verlieren.«

Mandra lachte leise. »Nein, nicht Sie. Jeder, ob Patient oder Arzt, weiß genau, was er an Ihnen hat, meine Liebe. Wirklich, lassen Sie mich zu ihm. Bitte, machen Sie einmal eine Ausnahme!«

»Gut, Mr. Korab.« Die Schwester nickte. »Ich werde dem Doktor Bescheid geben.«

Nur das nicht, dachte Mandra. »Um Himmels willen, diese Mühe brauchen Sie sich nicht zu machen. Es ist am besten, wenn Sie mir sagen, wo ich ihn jetzt finden kann. Alles andere regele ich schon.«

Dieser Vorschlag gefiel der Schwester schon besser. Da konnte sie sich wenigstens aus der Sache heraushalten. »Gut, aber sagen Sie dem Doktor bitte nicht, wer Ihnen die Information gegeben hat. Ja?«

»Ich werde mich hüten.«

Mandra Korab bekam die genaue Beschreibung. Er stellte fest, daß es nicht mehr weit zum Büro des Dr. Varese war. Der Arzt hielt sich dort auf, wo auch der OP lag.

»Ich danke Ihnen«, sagte der Inder zum Abschluß und hatte es plötzlich sehr eilig.

Mit großen Schritten durchquerte er den Gang und erreichte wenig später die Bürotür.

Er machte nicht den Fehler, direkt in den Raum hineinzustürmen, sondern schaute sich zunächst um.

Das war auch gut so. Anders hätte er die Gefahr kaum erkannt.

Das Grauen lag bereits auf der Lauer.

Nicht weit entfernt sah Mandra Korab eine Fahrstuhltür, und unter ihrem Spalt kroch etwas hervor.

Eine breite seltsame Schleimlache, die sich wie eine Zunge in den Gang hineinschob.

Mandra schluckte. Auch er spürte das Grauen, das von dieser Lache ausging.

Im Aufzugschacht mußte sich ihr Zentrum befinden, denn von dort bekam sie Nachschub.

Mandra Korab hätte gern nachgeschaut, überlegte und tat es dann. Als er am Griff der Tür zog, der trotz Automatik noch angebracht worden war, stellte er fest, daß der Lift verschlossen war.

Man hatte ihn kurzerhand gesperrt.

Mandra holte tief Luft.

Jetzt blieb tatsächlich nur noch Vito Varese. Hoffentlich war noch Zeit genug, das Grauen zu stoppen.

Der Inder wandte sich wieder um. Er hatte nur zwei Schritte bis zu seinem Ziel, der Bürotür.

Nein, die Tür brauchte er nicht mehr aufzustoßen. Sie wurde von innen hastig geöffnet, und ein Mann war im Begriff, das Zimmer zu verlassen.

Dr. Varese!

Er und Mandra Korab sahen sich im selben Augenblick. Mandra entdeckte ihn vielleicht einen Moment früher.

Vito Varese erstarrte.

Er stierte den Inder an und merkte wohl in diesen Augenblicken, daß mit dem hochgewachsenen Mann aus Asien nicht gut Kirschenessen war. Es dauerte nur zwei Sekunden, dann hatte er sich wieder gefangen.

»Was wollen Sie?« fuhr er Mandra an.

»Mit Ihnen reden.«

»Nein, ich habe jetzt keine Zeit. Kommen Sie später wieder.«

Mandra sah, daß der andere im Begriff war, die Tür zu schließen.

Dagegen hatte er etwas. Bevor die Bürotür ins Schloß fallen konnte, drängte sich der Inder vor, kantete seinen Fuß hoch, und die zufallende Tür knallte gegen seine Sohle.

»Was erlauben Sie sich?«

Mandra machte kurzen Prozeß. Er drückte seine gespreizte rechte Hand gegen die Brust des Mediziners und schob den Mann wieder ins Büro.

Dr. Varese war so überrascht, daß er zunächst nicht daran dachte, Widerstand zu leisten. Mit dem Absatz drückte der Inder die Tür wieder zu. »So«, sagte er, »jetzt werden wir beide uns einmal unterhalten.«

Varese schaute den Asiaten an. Sein Gesicht zeigte einen haßerfüllten, wütenden Ausdruck. »Ich denke nicht daran!« zischte er. »Sind Sie eigentlich verrückt?«

»Das wollte ich Sie gerade fragen!«

Varese holte tief Luft. »Verlassen Sie mein Zimmer!« keuchte er. »Verschwinden Sie. Aber sofort!«

»Nein!«

»Dann werde ich…«

»Sie werden gar nichts«, erklärte ihm Mandra Korab mit harter Stimme, »überhaupt nichts werden Sie. Bis auf eine Kleinigkeit. Sie geben mir den Gegenstand zurück, der mir gehört!«

Der Arzt begann zu lachen. »Was soll ich?« kreischte er. »Ich habe Ihnen nichts gestohlen.«

»Doch«, erklärte Mandra Korab lächelnd.

»Und was, bitte?«

»Den Dolch!«

Mandra hatte die beiden Worte lässig dahingesagt und wartete die Reaktion ab.

Vito Varese schien zu versteinern. Er erwiderte nichts mehr. Seine Lippen blieben fest zusammengepreßt, der Mund bildete einen nach unten hängenden traurigen Halbmond, und aus den Pupillen der

Augen schienen Glasmurmeln zu werden.
»Den Dolch!« forderte Mandra.
»Welchen denn?« Varese hatte sich wieder gefangen. Jetzt lächelte er sogar dünn und hinterhältig.
»Sie wissen das genau. Hören Sie zu!« Mandra sprach völlig emotionslos und kalt. »Ich bin eigentlich in friedlicher Absicht zu Ihnen gekommen. Sollten Sie mir den Dolch nicht freiwillig geben, werde ich ihn mir mit Gewalt holen. Haben Sie verstanden, Varese? Mit Gewalt. Es steht einfach zu viel auf dem Spiel. Ich habe gesehen, wie der Schleim unter der Aufzugtür herkroch. Sie haben das Grauen herausgefordert, und es hat diese Herausforderung angenommen. Ich aber werde es stoppen, bevor es zu spät ist. Haben wir uns verstanden?«
»Klar, sicher…«
»Dann her mit der Waffe!«
»Nein!« Varese sprang einen Schritt zurück Dabei schüttelte er den Kopf und Mandra las in seinen Blicken feste Überzeugung, die Waffe nicht herauszugeben.
»Ich habe Ihnen erklärt, daß ich mir den Dolch auch mit Gewalt zurückholen werde. Zu diesem Versprechen stehe ich…«
Vito Varese sah den Inder auf sich zukommen. Er streckte abwehrend den rechten Arm aus und deutete mit dem linken auf die Fensterscheibe. »Schauen Sie dort einmal hinaus!« kreischte er.
»Los, machen Sie es, Sie komischer Narr!«
Mandra überlegte, ob es eine Falle war. Anscheinend nicht, denn der andere hatte so überzeugend gesprochen, daß er es tatsächlich einmal versuchen wollte.
Der Inder schritt auf das Fenster zu, ohne dabei seinen Gegner aus den Augen zu lassen.
Die Atmosphäre war gespannt, fast schon explosiv.
Einen halben Schritt vor der Scheibe blieb der Inder stehen. Er schielte dabei nach rechts, sah in die Dunkelheit, doch sie war nicht so intensiv, als daß er das andere nicht hätte erkennen können.
Es war unbeschreiblich, und plötzlich wußte Mandra Korab Bescheid. Innerhalb eines Augenblicks war ihm klar geworden, welcher Dämon da seine Finger im Spiel hatte, und selbst der Inder bekam Angst…

***

Suko glaubte seinen Augen nicht trauen zu können, als er mitbekam, wie der Mafioso vor ihm in die Höhe gerissen wurde und wie ein unfreiwilliger Turner in den Klauen eines Ungeheuers hing, von dem noch so gut wie nichts zu sehen war.
Der Mann schaukelte. Er hielt seine Waffe in der Hand. Sie zeigte nach unten. Sein Kumpan stand nicht weil entfernt, schaute ebenfalls

hoch und begann zu schreien.
»Verdammt, Ennio, was ist los?«
»Die Hölle!« brüllte Ennio. Dann schrie er wieder, denn das Unbekannte hatte noch härter zugegriffen und schleuderte ihn jetzt herum, so daß der Körper in Schwingungen geriet.
Es waren weite Bewegungen, die der Mann zwangsläufig mitmachen mußte. Einmal schwang er nach rechts, dann wieder nach links, und er kam Suko vor wie eine lebende Glocke.
Es war schrecklich. Nicht allein für den Mann, der in der Luft hing, auch für Suko und den anderen Mafioso, denn beide schauten sie nur zu und konnten nichts tun.
Der Chinese besaß gute Augen. Er blickte nicht nur auf den über dem Boden schwebenden Mann, sondern auch an ihm vorbei, damit er erkennen konnte, was dahinter lag.
Er glaubte, einen feinen Schleier zu sehen, durch den die Dunkelheit schimmerte. Auch zu vergleichen mit einem gewaltigen Netz aus unendlich vielen kleinen Maschen, dessen Anfang und Ende sich innerhalb der Bäume verfangen hatte. Dort spannte es sich also. Suko zitterte beim Zuschauen. Aus dem Netz war ein Faden hervorgestoßen und hatte sich um das Bein des Mannes gewickelt, der immer stärker geschleudert wurde.
Auf der linken Seite befand sich ein Baum, und der Mann geriet in gefährliche Nähe des Stamms. Noch eine Schwingung, dann…
Suko hatte den Gedanken kaum formuliert, als es schon geschah. Er hörte noch den Schrei, das Schreckliche war geschehen.
Mit großer Wucht war der Mafioso gegen den Baumstamm gekracht. Und zwar mit dem Kopf zuerst.
War er tot?
Der Körper schwang wieder zurück. Schlaff und leblos sah Suko ihn über sich schweben.
»Das ist doch Wahnsinn!« brüllte der zweite Mafioso. »Das glaubt doch keiner. Verdammt, tu was!« Er selbst wollte auch etwas tun und riß seine Waffe hervor.
Suko konnte ihn nicht mehr zurückhalten, denn was der andere vorhatte, war sinnlos.
Er schoß trotzdem.
Die Detonationen peitschten auf. Mündungsfeuer leuchtete fahl, und das Blei jagte dorthin, wo sich auch das seltsam schimmernde Netz befand.
Die Kugeln richteten überhaupt nichts an, und erst nach dem vierten Schuß ließ der Mann die Waffe sinken. Er war fertig, schüttelte den Kopf und begann fast zu heulen.
Suko kümmerte sich nicht um ihn. Er suchte den richtigen Feind.
Dabei schaute er auch zu Boden, denn dort hatte es den Mafioso

erwischt. Aus dem Dunkel war die Masse gekommen, und Suko rechnete auch mit einem zweiten Angriff.

Dagegen wollte er gewappnet sein.

Der Inspektor wußte nicht, welche Magie sich für diesen Schrecken verantwortlich zeigte, aber er besaß eine ausgezeichnete Waffe, die ebenfalls schwarzmagischer Herkunft war.

Es war die Dämonenpeitsche.

Sie hatte den Chinesen schon aus mancher Klemme geholfen.

Suko zog die Peitsche, schlug einmal einen Kreis über den Boden, und die drei Riemen rutschten hervor.

Jetzt fühlte er sich wohler.

»Bleiben Sie zurück!« befahl er dem zweiten Mafioso. »Ich werde versuchen, Ihren Freund zu befreien.«

»Aber wie?«

Suko gab keine Antwort auf die Frage. Er ging so weit vor, daß er unter dem hängenden Mann stand. Bevor er noch in die Höhe blickte, fiel etwas auf seinen Handrücken.

Ein Tropfen.

Suko schaute nach.

Sein Mund wurde hart. Er wußte, daß das Blut nur von dem in der Luft hängenden Mafioso stammen konnte. Eine makabre Tatsache, die Suko leider ablenkte.

Das rächte sich.

Er hörte und sah die Gefahr nicht. Sie war plötzlich da, und er spürte den Ruck am Fuß.

Bevor er jedoch in die Höhe geschleudert werden konnte und das gleiche Schicksal wie der Mafioso erlitt, drosch er mit der Dämonenpeitsche zu.

Ein trockener, harter Schlag, der den glitschigen Arm an seinem Fuß voll traf.

Wieder einmal bewies die Dämonenpeitsche ihre Kraft. Das Zeug spritzte auf. Kleine Klumpen flogen nach allen Seiten weg, und der Chinese konnte aufatmen, denn der andere Schleim zog sich sofort zurück. Wie eine breite Zunge schnellte er in die Dunkelheit und verbarg sich vor dem Chinesen.

Jetzt erging es dem Inspektor besser. Nun wußte er endlich, wie er dieser verfluchten Plage zu Leibe rücken konnte.

Er mußte sich entscheiden. Sollte er zuerst den Mann befreien oder sich dem Gegner stellen?

Suko entschied sich für den Menschen.

Der Baum, zu dem er ging, war eine Platane und relativ leicht zu erklettern. Die kräftige Rinde bot Füßen und Händen unzählige Möglichkeiten, Halt zu finden.

Der zweite Mafioso schaute staunend zu, wie der Chinese den Stamm

hinaufkletterte. Als er den ersten Ast erreichte, zog sich Suko daran hoch. Bis zu dem Gefangenen war es aber noch ein Stück.

Der Inspektor bewegte sich weiter nach rechts. Dabei blieb er sehr vorsichtig, ließ die nähere Umgebung nicht außer acht und schaute auch auf dieses seltsame Gespinst, das er schon vom Boden aus gesehen hatte.

Es hing nicht weit entfernt.

Und er sah noch etwas.

Den Kopf eines Menschen.

Nur eine Armlänge vor ihm befand er sich und hatte den Mund weit aufgerissen…

***

Ich war in diesen Augenblicken so schrecklich hilflos. Andere Kräfte hatten nach mir gegriffen und konnten mit mir machen, was sie wollten. Sie rissen mich in die Höhe, etwas umklammerte meinen Fuß und blieb nicht ruhig, denn eine Kraft, der ich nichts entgegensetzen konnte, schwang mich von einer Seite zur anderen.

In den nächsten Sekunden kam ich mir vor wie ein menschliches Pendel, wußte aber gleichzeitig um die Gefahr, die mir drohte.

Die Pendelbewegung verstärkte sich. Die Schwünge wurden größer, sie verdoppelten sich, und damit nahm auch die Gefahr schlagartig zu, denn ich geriet sehr nahe an die links und rechts stehenden Baumstämme heran. Ich selbst konnte nichts unternehmen, da ich wie ein toter Gegenstand in der Luft schwebte, und beim nächsten Ausschlag nach links sah ich bereits den ersten Stamm.

Es wurde kritisch.

In der rechten Hand hielt ich noch meine Waffe. Sie war jetzt hinderlich, deshalb tat ich das, was ich selten in meinem Leben gemacht hatte. Ich warf die Beretta freiwillig zu Boden, hörte sie noch aufschlagen und trauerte ihr nicht nach, denn nun hatte ich beide Hände frei.

Vielleicht bedeutete dies die Rettung.

Weit hatte ich die Augen aufgerissen, schaute nach unten, und der Boden wurde für mich zu einem huschen den, tanzenden Schatten, der mal hoch und dann wieder niederwallte.

Im nächsten Moment tat ich etwas Verrücktes. Als ich wieder in die Nähe des linken Baumstammes geriet, hatte ich bereits meine Arme ausgestreckt und jagte meinen Körper wuchtig in die Höhe, denn wo sich ein Stamm findet, da gibt es auch Äste.

Einen von ihnen hoffte ich zu fassen Hart griff ich zu.

Geschafft!

Meine Fäuste klammerten sich an dem Ast fest. Er war vom Tau der Dunkelheit feucht geworden. Ich mußte leider nachgreifen.

Zum Glück gelang es mir, so daß ich nicht abrutschte.
Das war schon die halbe Miete. Der Faden riß mich wieder zurück.
Das heißt, er wollte es, doch ich klammerte mich kraftvoll am Stamm fest und stemmte mich gegen die nach hinten ziehende Kraft mit aller Macht an.
Es war ein harter Kampf.
Mensch gegen Bestie.
Wer gewann?
Ich keuchte. Der Druck auf meinem Bein wurde stärker, aber auch ich setzte meine Krall ein und so gelang es mir, das Gleichgewicht zu halten.
Noch hielt ich mich nur mit den Händen fest, das aber sollte sich so rasch wie möglich ändern. Es gelang mir, meine Arme vorzuschieben und sie um den harten Ast zu krallen, so daß er sich jetzt in meine Achselhöhle drückte und ich den Schmerz bis hinauf in die Schulter spürte.
Mein Gesicht zeigte einen verbissenen Ausdruck. Den Mund hielt ich offen, holte keuchend Luft und spürte den heftigen Ruck an meinem rechten Bein, als mich dieser widerliche Arm nach hinten und von dem Ast wegreißen wollte.
Noch hielt ich stand.
Aber wie sollte ich dieses verfluchte Zeug loswerden? Das war die große Frage, und mir fiel darauf keine Antwort ein, denn mit den Händen konnte ich den Gummiarm nicht kappen.
Aber mit dem Silberdolch.
Es war ein Risiko, die Chancen standen 50 zu 50, und die ganze Aktion konnte leicht in die Hose gehen, aber so wie ich jetzt hing, war es auch keine Lösung.
Den rechten Arm ließ ich los, umschlang nur noch mit der linken den Ast und ließ meine rechte Hand dorthin gleiten, wo auch der Silberdolch in der Scheide steckte.
Ich riß ihn hervor, der Druck hatte sich verstärkt, mein Bein war stramm gespannt, ich spürte einen Schmerz im Oberschenkel und schrie unwillkürlich auf.
Langsam rutschte ich aus dem Griff. Wenn ich jetzt nichts tat, war ich verloren.
Deshalb drehte ich meinen Körper noch und schlug mit der rechten Hand zu, wobei der Dolch die Verlängerung bildete.
Dreimal hackte ich.
Und hatte Erfolg.
Plötzlich war der Druck verschwunden. Die Waffe hatte es tatsächlich geschafft, diesen verfluchten Faden oder diese verdammte Leine zu kappen.
Ich war frei, aber nicht außer Gefahr.

Denn urplötzlich sah ich genau den Schädel und das Gesicht, das ich suchte und zum erstenmal von außen an der Scheibe des Eßsaals gesehen hatte. Diesmal wischte der Schädel nicht über den Boden, sondern jagte hoch in den Baum, tanzte über mir, tickte gegen einen weiteren Ast und raste mir entgegen.

Ich traute diesem Kopf ohne weiteres zu, mich in den Tod zu schicken…

***

Obwohl sich Mandra Korab in der Gegenwart befand und auch in einer feindlichen Umwelt, glitten seine Gedanken zurück in die Vergangenheit, und er dachte auch daran, woher die Dolche stammten.

Aus den Armen sterbender und vom obersten Gott Wischnu erledigter Dämonen.

Dann hatte sie Mandra Korab gefunden, sie an sich genommen und gegen das Böse gekämpft.

Mit den sieben Dolchen.

Aber er hatte nie erfahren, wo ihr eigentlicher Ursprung lag und ob die dunkle Magie auch getötet worden war, nachdem er sie in die Hände bekommen hatte.

Das war anscheinend nicht so, denn dieser Dolch bewies ihm das Gegenteil. In ihm mußte noch die Kraft eines unheimlichen Dämons stecken, den Mandra auch vom Hörensagen kannte.

Es war der Menschenschlinger!

Ein grausamer, furchtbarer Ghoul, der gelebt und existiert haben sollte, als die Länder noch nicht so waren, wie sie heute sind. Also vor langer, langer Zeit.

Noch heute wurde der Menschenschlinger gefürchtet, und wenn man kleinen Kindern Angst machen wollte, berichtete man ausgerechnet von ihm.

Erledigt war er nicht.

Er hatte sich nur zurückgezogen, wohnte in der Waffe und hatte nun wieder seine Freiheit bekommen.

Mandra Korab kannte die Geschichte dieses Schrecklichen. Er wußte auch, daß ein Dämon wie er auf keinen Fall zu bremsen war, wenn man ihn einmal losließ.

Er würde alles verschlingen.

Das Haus, die Bäume und auch die Menschen…

Bei dem letzten Gedanken zuckte der Inder zusammen. Die Abbildungen dieses Dämons kamen ihm in den Sinn. Die Überlieferung zeichnete ihn als eine Mischung aus Mensch und Echse, mit einem gewaltigen Schleimschädel versehen.

Ähnlich wie ein Ghoul!

Und der Menschenschlinger hatte es geschafft. Er war sicherlich schon zu seiner vollen Größe angewachsen, denn seine Haut, die wie ein Gespinst wirkte, spannte sich von Baum zu Baum. Selbst die uralten Platanen hatten dieser mörderischen Kraft nichts entgegenzusetzen. Ihre starken Äste gaben nach, sie zitterten zunächst, brachen ab und verschwanden in der Masse.

Ein schlimmer Vorgang.

Mandra zitterte innerlich. Er war erregt, denn damit hatte er nicht gerechnet, aber er wußte jetzt, was ihnen noch bevorstand.

Wer immer den Dolch auch geleitet hatte, diese Waffe war genau in die rechten Hände gelangt.

Der Inder fuhr herum.

Dr. Varese stand vor ihm. Seine Augen leuchteten. Der reine Wahnsinn strahlte Mandra entgegen. Der Dolch hatte es geschafft und seinen jetzigen Besitzer zum Bösen hin beeinflußt.

Wie konnte Mandra den Dämon killen?

Er besaß keine Waffe, denn die hatte Varese. Wenn es eine Chance gab, das Unheil noch abzuwenden, dann mit dem Dolch, in dem zwei magische Kräfte wohnten.

Die des Guten und die des Bösen. Wobei Mandra hoffte, daß die guten überwogen, wenn er die Waffe erst einmal wieder besaß.

Etwas klatschte gegen die Scheibe, saugte sich außen fest, und der Inder drehte den Kopf.

Es war die schleimige Masse des Menschenschlingers! Mandra sah das leichte Vibrieren der Scheibe und wußte Bescheid.

Einen Moment später geschah es.

Da klirrte und platzte das Glas. Es fielen aber keine Splitter nach innen sie wurden von der breiten Masse aufgesaugt und verschlungen.

Sie geriet auch in die gefährliche Nähe des Mandra Korab, und der Inder wechselte seine Stellung.

Vito Varese lachte. »Keine Chance!« schrie er den Asiaten an.

»Du hast keine Chance mehr.«

»Von wegen!« Die Antwort klang hart, und mit einem gewaltigen Satz setzte Mandra über den Schreibtisch hinweg, wobei er auf seinen Gegner zusprang.

Er verrechnete sich.

Mandra hatte gedacht, mit dem anderen leichtes Spiel zu haben, doch dies war ein Irrtum, denn Vito Varese wußte sehr wohl, daß ein Angriff in der Luft gelegen hatte, und er reagierte dementsprechend.

Er warf sich in den Sprung des Inders hinein.

Beide Männer klatschten gegeneinander. Sie fielen zu Boden, umklammerten und überrollten sich, wobei keiner den anderen loslassen wollte.

Mandra kämpfte verbissen, sein Gegner mit der Kraft, die ihm die

Besessenheit verlieh.

Und hinter ihnen näherte sich das Grauen. Die Masse strömte in den Raum. Wie breiter Gelee war sie über die Fensterbank gekrochen, fand ihren Weg nach unten und berührte bereits den Boden, auf dem sie an die Kämpfenden herankroch.

Lautlos, tückisch.

Mandra stöhnte, als es dem Arzt gelang, ein Knie in seinen Magen zu rammen. Sehr rasch wurde ihm schlecht, er schluckte und keuchte, drehte sich dabei, und so entging er zum Glück dem nächsten Treffer. Der rutschte an seiner Hüfte ab.

Er kämpfte weiter, rollte sich auf die Seite, hörte das verbissene Keuchen des anderen, stieß seinen Kopf vor, und diesmal gelang ihm ein Treffer, der Varese erschütterte. Sein Widerstand brach.

Mandra löste sich sofort von ihm und schnellte auf die Füße.

Noch im selben Bewegungsablauf bückte er sich, packte zu und riß den anderen in die Höhe.

Varese schwankte in Mandras Griff. Er schien am Ende und völlig fertig zu sein. Mandra Korab glaubte daran, daß er den Dolch nun rausgeben würde.

Er warf noch einen Blick zurück zum Fenster, wo der Menschenschlinger immer weiter vordrang. Mandra wurde es mulmig. Zeit besaß er nicht mehr, dennoch hatte er einen Fehler gemacht.

So fertig war Varese nicht, das bewies er in der nächsten Sekunde, als er sein Knie hochriß.

Es war ein harter Treffer, den der Inder zu schlucken hatte. Er krümmte sich, lockerte den Griff, hörte das zischende Geräusch, das aus dem Mund seines Gegners drang, und spürte, wie sein Griff durch zwei harte, blitzschnell geführte Schläge gesprengt wurde.

Der andere schnellte zurück.

Ein großer Schritt brachte ihn bis an die Tür. Noch in der Bewegung drehte er sich herum, bekam die Klinke zu fassen und riß die Tür auf.

Obwohl Varese sein Feind war, hätte ihn Mandra doch gewarnt, denn der Inder hatte nicht vergessen, was da aus dem Aufzug gequollen war. Aber der harte Knietreffer hatte ihm die Luft geraubt, und der Inder bekam kein Wort heraus.

Vito Varese floh.

Zwei lange Schritte benötigte er, dann erklang sein gellender Aufschrei.

Die Tür war nicht ins Schloß gefallen. Mandra Korab sah den Mann im Flur stehen, und er wirkte in diesen Augenblicken wie festgeleimt. Tatsächlich kam er nicht mehr von der Stelle. Die Arme hatte er hochgerissen und war umgeben von einer schaurigen Szenerie.

Der Schleim hatte seinen Weg gefunden. Nicht nur das. Er war auch, allen Gravitationsgesetzen zum Trotz, in die Höhe gestiegen und

bildete gewissermaßen einen Käfig um den flüchtenden Doktor herum, der diesem nicht mehr entkommen konnte.

Das Monstrum wollte den Mann verschlingen.

Aber Mandra Korab brauchte den Dolch.

Und er startete…

***

Im Speiseraum lief alles seinen normalen Gang. Noch bemerkten die Gäste nicht, was sich draußen für ein mörderisches Drama anbahnte. Sie saßen an ihren Tischen, aßen, tranken und freuten sich auf das Dessert.

Nur drei Männer dachten anders.

Luigi Bergamo und seine zurückgebliebenen Leibwächter. Sie wurden von Minute zu Minute unruhiger und verzichteten alle drei auf den köstlichen Nachtisch.

Ein wenig pikiert entfernte sich der Ober. Er nahm es als einen persönlichen Affront.

Bergamo schaute auf seine goldene Uhr. Sie hatte ein halbes Vermögen gekostet und war mit Brillanten besetzt.

»Bleiben sie Ihnen zu lange weg?«

»Ja.«

»Sollen wir nachsehen?«

»Nein.« Bergamo war sauer. Sein Gesicht zuckte. Er nahm die Serviette weg, rollte sie wütend zusammen und drapierte sie neben seinen Teller. Für ihn war die Sache noch längst nicht gelaufen. Zudem ärgerte es ihn gewaltig, daß ausgerechnet er, der sonst immer alles erfuhr, nicht wußte, was in diesem Hause lief und aus welchem Grund der Geisterjäger John Sinclair die Klinik besuchte.

Das machte ihn sauer.

So wartete er noch einige Minuten ab.

Die Ober fragten nach weiteren Bestellungen. Auch Bergamo wurde angesprochen. In den vergangenen Tagen hatte er nach dem Essen stets ein Glas Wein getrunken. Darauf verzichtete er jetzt. Er benötigte Ruhe und Entspannung, um den herrlichen Roten zu genießen. Beides war an diesem Tage nicht gegeben.

Seine Leibwächter bestellten sich je einen Grappa.

»Aber mehr nicht«, warnte ihr Capo.

Einer der Männer beugte sich vor. Er war ein stiernackiger Kerl und hatte Kräfte wie ein Bär. »Erwarten Sie irgend etwas, Signore?«

»Kann sein.«

»Aber wir haben nichts Verdächtiges…« Er schwieg, weil der Ober den Grappa brachte.

Auf dem Tablett befanden sich nicht nur die beiden Gläser mit dem Schnaps, sondern auch noch einige andere Gläser nebst gefüllter

Flaschen.

Der Ober sollte nicht mehr dazu kommen, die Getränke zu servieren, denn die Ereignisse überrollten ihn ebenso wie die Gäste innerhalb des Speiseraums.

Das Grauen kam von draußen.

Unbeobachtet von allen Menschen im Restaurant hatte es sich bis ans Haus herangeschlichen, die Wand erreicht und kroch dort langsam in dir Höhe.

Die Fenster des Speiseraums lagen zwar nicht im ersten Stock, dennoch etwas erhöht, und so brauchte die Masse eine gewisse Zeit, um die Scheiben zu erreichen.

Fast farblos war das Grauen, deshalb wurde es auch nicht sofort, bemerkt. Bis der Ober sah, daß sich etwas tat.

Die Sichtperspektive war auf einmal verzerrt. Ihm kam es vor, als würde von außen Wasser an der Scheibe her abrinnen. Noch war er nicht sehr beunruhigt.

Bis die Scheiben platzten.

Und alle zugleich.

Der Druck, das Splittern, plötzlich war das Chaos da, und auch der Ober blieb nicht mehr stehen. Das Tablett auf seinem Arm geriet ins Rutschen. Es kam, wie es kommen mußte. Die Gläser und Flaschen bekamen das Übergewicht. Sie kippten in dem Moment, als die ersten Gäste in die Höhe sprangen.

Unter ihnen auch die drei Mafiosi. Die Leibwächter bekamen das meiste Zeug mit. Es floß über ihre Jacketts und näßte die Hosenbeine, und die Gläser fielen auf den Tisch, wo sie zerbrachen.

Mit einem Aufschrei fuhr der Kellner zurück.

Andere Gäste ebenfalls.

Nur die drei Mafiosi behielten die Nerven und schauten zu, wie sich die menschenverschlingende Masse immer weiter in den Saal drängte…

***

Suko hatte schon zahlreiche Schädel gesehen. Er kannte mordende Totenköpfe, Schrumpfköpfe und einiges mehr.

Dieser Schädel zählte nicht zu der Kategorie, die er geistig aufgezählt hatte.

Das war ein Menschenkopf.

Und verwoben mit dem gewaltigen Gespinst, das auch den gesamten Baum umhüllte.

Suko wohnte zwar nicht in der Klinik, er hatte sie jedoch jeden Tag besucht und kannte aus diesem Grunde einen Teil des hier arbeitenden Personals.

Das Gesicht war ihm nicht unbekannt.

Es gehörte einem der Pfleger, den er erwischt hatte und der jetzt zu einem Teil des gewaltigen Dämons geworden war. Suko wußte nichts von dem Menschenschlinger, er wunderte sich nur darüber, daß er den Körper nicht mehr sah.

Und der Kopf tanzte.

Sosehr es der Chinese auch eilig hatte, den Mafioso zu retten, er kam nicht dazu, denn er mußte sich auf den Schädel konzentrieren.

Zudem befand er sich nicht am Boden, sondern auf einem Ast und besaß dementsprechend wenig Halt.

Als er den Rücken zurückdrückte, spürte er einen Widerstand, der sich quer über seinen Rücken zog. Es mußte ein weiterer Ast oder Zweig sein, der ihm diesen Halt gab.

Der Kopf bewegte sich.

Als wären überhaupt keine Hindernisse in seiner Nähe, so näherte er sich in rasantem Zickzack dem wartenden Suko. Der Mund blieb weiterhin offen. Das hatte auch seinen Grund.

Auf einmal sah Suko die Blase vor den Lippen, die immer länger wurde und sich zu einer Schleimhülle erweiterte.

Das konnte gefährlich werden.

Der Kopf bewegte sich weiter fort, kam direkt auf Suko zu und wollte ihn ebenfalls mit der Schleimwolke verschlingen.

Zum Glück besaß der Chinese die Dämonenpeitsche.

Daß er sie beherrschte, hatte er schon oft genug bewiesen. Er ließ den Kopf kommen und beobachtete ihn lauernd. Die Peitsche hielt er schlagbereit, und als der Schädel sich schon in Griffweite befand, schnellten die drei Riemen vor.

Wuchtig, aus dem Handgelenk geschlagen, klatschten sie genau in die Schleimwolke vor dem Maul hinein.

Suko hörte einen Schrei.

Die Wolke zerplatzte. Auch der Kopf war getroffen worden, was sich im nächsten Augenblick zeigte, denn er geriet in rasende Bewegungen und huschte dicht vor Sukos Gesicht in die Höhe.

Der Inspektor glaubte, ein Zischen zu hören, als der Kopf in das Geäst des Baumes hineinstieß, gegen Zweige und Äste prallte und dort, wie von einer Gummiwand katapultiert, durch den Wirrwarr huschte.

Er hörte auch die Schreie. Sie drangen aus dem offenen Mund und verstummten, als der Kopf plötzlich vor Sukos Augen verschwand, als hätte es ihn nie gegeben.

Gleichzeitig brach das Schleimgespinst zusammen. Einige Äste knackten. Der Chinese hörte unter sich einen dumpfen Schlag, bevor auch der Ast, auf dem er saß, zu wackeln anfing.

Trotzdem schaute er in die Tiefe.

Der gefangene Mafioso war zu Boden gefallen. Er lag dort und rührte sich nicht mehr, während sein Kumpan neben ihm kniete und einen

wilden Fluch ausstieß.

»Verdammt, er ist tot!«

In diesem Augenblick fiel auch der Inspektor.

Suko hatte es gelernt, richtig zu fallen. Und dies auch aus größeren Höhen.

Es war nur eine kurze Zeit, die ihm blieb. Er krümmte seinen Körper und drehte ihn gleichzeitig. Dabei streckte er auch die Beine aus, dann erfolgte schon der Aufprall, den der Inspektor geschickt abfing und ausglich.

Er nickte, als er auf den Mafioso zulief. »Tut mir leid, ich konnte nichts dafür.«

Der Mann schluckte. »Was war das nur?« flüsterte er und schaute in die Höhe.

Der Baum begann zu wanken. Noch immer hing zwischen seinem Ast- und Zweigwirrwarr das unheimliche Gespinst, das eine so große, unwahrscheinliche Kraft besaß.

»Wir müssen hier weg!« Suko packte den Arm des wie erstarrt dastehenden Mafioso.

»Und wohin, verdammt?«

»In die…« Das Wort Klinik blieb dem Chinesen im Hals stecken.

Seine Augen weiteten sich, er glaubte sich verhört zu haben, aber es war eine Tatsache, was er sah und auch hörte.

Die Masse hatte es tatsächlich geschafft und einen Trakt des Gebäudes erreicht. Von außen war sie daran hochgekrochen wie ein schleichendes Grauen.

Jetzt schlug es zu.

Kein Fenster blieb mehr heil.

»Gütiger Himmel!« flüsterte der Mafioso. Selbst die beiden Worte hörten sich in dieser Situation aus seinem Munde nicht einmal blasphemisch an.

***

Mein »Platz« im Baum war nicht der beste. Da erging es mir ebenso wie meinem Freund Suko, von dem ich leider nicht wußte, wo er sich befand.

Dementsprechend schwer gestalteten sich auch die Abwehrmöglichkeiten. Zudem griff mich der menschliche Kopf von der linken Seite her an, und ich hielt meinen Dolch in der rechten Hand.

Ich mußte ihn erst wechseln.

Das kostete eine Sekunde.

Der Schädel war da.

Weg kam ich nicht mehr. Mit dem Dolch konnte ich auch nicht zustoßen, so nahm ich meine Faust.

Hart rammte ich sie vor und traf mitten in das Gesicht des heranschnellenden Kopfes.

Der Widerstand war hart und dennoch weich. Der Kopf wurde zurückgeschleudert, ich wollte meine Hand wieder zurückziehen und stellte mit Entsetzen fest, daß es nicht klappte.

Ich hing fest.

Wie zusammengenäht mit diesem verdammten Kopf, in dem die Kraft eines Dämons steckte.

Noch einmal zerrte und riß ich, doch der Schädel ließ mich einfach nicht los.

Im Gegenteil, auch er setzte seine geballte Kraft ein, so daß er mich in seine Richtung zog und ich den Standplatz auf dem wackligen Ast allmählich verlor.

Die Beretta hatte ich fortgeworfen. Dafür stach ich mit dem Dolch zu. Mein Arm wurde sehr lang, er zuckte auch, ich rechnete mit einem Erfolg, doch der Schädel wischte blitzschnell in die Höhe, so daß ihn der Stoß verfehlte.

Natürlich hatte er mich dabei nicht losgelassen. Ich machte die Bewegung zwangsläufig mit und hatte plötzlich nichts mehr, woran ich mich festhalten konnte.

Jetzt gab es nur noch den Fall.

Ich kippte nach vorn, schlug mit dem Gesicht gegen einen widerborstigen Zweig, meine Nase bekam etwas mit, Blut strömte aus ihr hervor, und im nächsten Moment gab es für mich keinen Halt mehr.

Blitzschnell kam der Boden auf mich zu. Die Beine hatte ich noch anziehen können, kam zum Glück mit den Füßen auf und sackte trotzdem in die Knie.

Ich konnte mich von dem Schädel nicht befreien. Er blieb an meiner Faust hängen.

Seine Kraft schleuderte mich bäuchlings auf den Rasen. Als ich die Feuchtigkeit in meinem Gesicht spürte, wußte ich genau, daß ich diesen Kampf verloren hatte…

***

Wieder einmal wurde bewiesen, wie rasch ein Chaos entstehen kann. Von einer Sekunde auf die andere konnten sich die Menschen verändern und wurden zu unberechenbaren Figuren.

Die Scheiben waren zerplatzt, die unheimliche Masse hatte freie Bahn, und sie machte auch Gebrauch davon.

Menschen hatte sie zum Glück noch nicht erwischt, denn als die Scheiben platzten, waren die am stärksten Gefährdeten sofort von ihren Stühlen aufgesprungen und in Richtung Ausgang geflüchtet.

Dahin wollten natürlich auch die anderen.

Normalerweise war die Tür breit genug. In diesem Fall jedoch schaffte die Öffnung die Anstürmenden nicht. Die Menschen behinderten sich gegenseitig. Schwächere wurden von den Beinen gerissen, fielen hin und spürten die harten Schuhe der anderen über sich hinwegtrampeln.

Es war unbeschreiblich.

Die beiden Leibwächter zogen ihre Waffen und legten an. Bis sie die peitschende Stimme ihres Chefs vernahmen.

»Laßt es sein!«

»Aber wir…«

»Ihr braucht mir keinen Weg freizuschießen. Die Leute rennen in ihr Verderben. Sie wissen es nur noch nicht. Wollt ihr auch los?«

An der Tür hatte sich das Gedränge noch nicht aufgelöst. Zwar waren zahlreiche Menschen dem Grauen vorerst entkommen, aber sie verließen das Haus nicht, denn sie merkten sehr deutlich, daß es keinen Sinn hatte und draußen ebenfalls die Falle offenstand.

So kam es zu einem Rückstau.

Luigi Bergamo nickte. Er gab gewissermaßen eine Selbstbestätigung kund, und er fand auch die entsprechenden Worte. »Jetzt weiß ich, weshalb Sinclair gekommen ist…« Er schwieg, nickte wieder und wandte sich an den am nächsten stehenden Mann. »Gib mir deine Kanone!«

Der Mafioso erschrak. »Wollen Sie sich…«

Bergamo nickte. »Bevor mich das Zeug verschlingt, werde ich mich erschießen…«

***

Dr. Vito Varese hatte den Wind gesät und mußte den Sturm ernten.

Vielleicht war ihm selbst das nicht einmal bewußt geworden, aber Mandra Korab wußte es.

Und er wußte noch mehr. Varese war der einzige, der ihm jetzt noch helfen konnte, denn er hatte den Dolch.

Mandra erreichte die Tür. Er sah die helle Masse vor der Schwelle und schrie den anderen an.

»Verdammt, Varese, wo haben Sie den Dolch?«

Obwohl der Arzt buchstäblich auf dem Boden klebte, drehte er sich herum. Er verrenkte dabei seinen Körper, und Mandra erkannte mit Entsetzen, daß die Beine des Mannes bereits nicht mehr zu sehen waren.

Der Menschenschlinger holte alles…

»Den Dolch!«

»Verdammt!« Varese schüttelte den Kopf. Auch angesichts des sicheren Todes zeigte er sich nicht bereit, irgendeinen Kompromiß einzugehen. Er schüttelte wild den Kopf und bewerte sich dabei

hektisch, weil er noch anfing zu lachen.

Mandra Korab hörte nicht auf seine schreienden Worte und auf das haßerfüllte Geifern des Kerls, er behielt etwas anderes im Auge.

Der Mann vor ihm trug keine normale Straßenkleidung, sondern einen Kittel mit zwei Seitentaschen.

Unter der rechten, die dem Inder zugewandt war, zeichnete sich etwas ab.

Umrisse waren zu sehen.

Flach und länglich…

So sah ein Dolch aus!

Genau das war es. Der Dolch. Er ganz allein. Und er befand sieh in Mandras Griffweite.

Der Inder wuchtete seinen Körper vor. Mit den Fingern seiner linken Hand bekam er die Manteltasche zu fassen und zerrte so heftig daran, daß die Naht riß.

Dabei kippte ihm seine Waffe fast auf den Handteller.

Ja, das war sie. Der rote Griff, die schwärze Klinge. Er hatte den ersten wieder.

Das heftige Schreien riß ihn aus seinen Gedanken. Er konnte sich nicht langer über den Besitz der Waffe freuen, denn er sah, was vor ihm geschah.

Der Menschenschlinger machte auch vor seinem Diener nicht Halt. Er wühlte sich weiter hoch.

Und er schaffte es.

Grauenhaft sah es aus, denn von Dr. Varese waren nur noch ein Teil des Brustkorbes, der Hals und der Kopf zu sehen.

Im nächsten Moment nur der Kopf.

Mehr nicht…

»Uuuuaaahhh!« Mandra Korab hörte diesen Schrei und deutete ihn als Angriffssignal.

Er sollte sich nicht getäuscht haben.

Urplötzlich huschte der Schädel auf ihn zu und verwandelte sich während des Flugs in das echte, widerliche menschenverschlingende, echsenartige Monstrum.

***

Ich wußte nicht, ob er mir sein Gebiß in den Hals hacken oder mich auf andere Weise töten wollte, jedenfalls war ich in diesen Augenblicken so gut wie wehrlos, denn ich kam einfach nicht mehr schnell genug herum, um den Schädel abwehren zu können.

Da peitschten die Schüsse.

Zweimal vernahm ich sie, und die Detonationen klangen wie Musik in meinen Ohren. Trotz meiner bescheidenen Lage hatte ich den »Sound« der Waffe erkannt. Es war eine Beretta.

Wie Suko sie trug, zum Beispiel.
Ich rollte mich herum. Als ich auf dem Rücken lag, sah ich den Schädel wild tanzend über mir. Er war von zwei Silberkugeln getroffen, aber nicht zerstört worden.
»Roll dich weg, John!« Suko schrie mir die Worte im Laufen zu, denn er nahm direkten Kurs auf den Schädel.
Und er hatte die Dämonenpeitsche gezogen. Sofort wußte ich Bescheid. Wenn es jemand schaffte, dann war es Suko mit dieser Waffe.
Irgendwie schien der Schädel von den beiden Treffern doch etwas abbekommen zu haben. Er tanzte zwar noch, allerdings nicht mit Bewegungen, die sicher und schnell waren, sondern eher zähen Versuchen glichen, und so etwas wurde Sukos Beute.
Als der Chinese genau die richtige Entfernung eingenommen hatte, schlug er zu.
Die Riemen stiegen in die Höhe. Dabei fächerten sie wieder auseinander, kreisten den Kopf quasi ein und zerschlugen ihn. Inmitten einer Wolke aus Schleim verging er, die zu Boden fiel und sich mit der dort langsam herankriechenden Masse verband. Ich saß noch und hatte nur zugeschaut. Suko hetzte heran und zog mich auf die Beine.
»Verdammt, das war im letzten Moment!« keuchte ich, wobei ich mir das Blut aus dem Gesicht wischte. Aber es rann weiterhin aus meiner Nase.
»Vielleicht kommen wir gar nicht mehr weg!« sagte der Chinese.
»Wieso?« Wir blieben beide für einen Augenblick stehen. »Der Schleim ist fast überall, auch im Speisesaal. Hör dir nur die Stimmen an, dann weißt du Bescheid, John!«
In der Tat vernahm ich die Schreie. Ich wußte, was auf uns zukam und wurde blaß. »Gott, wenn die Masse zuschlägt, dann kann ja keiner von uns entwischen.«
»Wem sagst du das. Ich frage mich nur, wer sie stoppen soll. Mit der Peitsche schaffe ich es nicht.«
»Vielleicht Mandra?«
Suko gab keine Antwort. Er deutete nur auf den allmählich heranfließenden Schleim, der mittlerweile nur noch eine Körperlänge von uns entfernt war.
»Versuchen wir noch eine Insel zu finden«, sagte er und wandte sich um.

***

Mandra Korab blieb stehen.
Alles oder nichts!
Wie ein Fels in der Brandung stand er breitbeinig in der widerlichen

Lache und spürte das Kribbeln in den Beinen. Ein Zeichen, daß auch er nicht verschont wurde.

Plötzlich war der Kopf da.

Aber auch der Dolch!

Mandra schrie seine Wut hinaus, als er den rechten Arm vorrammte und die Klinge tief in die widerliche Masse senkte. Es war ein Hammerstoß. Der Dolch verschwand fast bis zum Griff und der seltsam weiche Schädel wurde aufgespießt.

Mandra sprang zurück in das Zimmer, wunderte sich darüber, das er sich bewegen konnte und schleuderte den Arm wie ein Tänzer auf der Bühne bei einer wilden Ballettnummer.

Der Schädel rutschte von der Klinge. Die weiche Masse raste durch den Raum, klatschte gegen die Decke und blieb dort kleben.

Dort verging er auch.

Er wurde immer dünner, war plötzlich ein breiter Fleck, der von der Decke aufgesaugt wurde.

Mandra blieb wie erstarrt darunter stehen, hatte den Kopf in den Nacken gelegt und schaute zu.

***

Auch der Fleck trocknete ein.

Zurück blieb eine grünlich schimmernde Schicht aus Kristall, und die gleiche lag überall auf dem Boden, als wären unzählige Perlen zersprungen und hätten die Reste an allen möglichen Stellen verteilt.

Von den Opfern war nichts mehr zu sehen. Der Dämon war ein Menschenschlinger, und diesem Namen hatte er alle Ehre gemacht.

Leider…

Mandra verließ das Zimmer. Auf dem Gang blieb er stehen, schüttelte den Kopf, hörte das Schreien und die Stimmen aus dem anderen Trakt und wußte, daß es jetzt vorbei war.

Dann senkte er den Kopf und preßte die Lippen gegen die Klinge des Dolches.

Das hatte diese Waffe verdient.

Es wurde eine Nacht, wie sie die Menschen wohl noch nie erlebt hatten, und sie konnten zunächst nicht fassen, daß sie gerettet worden waren.

Auch für Suko und mich war es unverständlich, bis wir schließlich Mandra Korab sahen: er lächelte.

Da wußten wir, wem wir die Rettung zu verdanken hatten.

Leider konnten wir nicht miteinander reden, der Trubel war zu groß, und vielen Menschen kam es vor, als hätten sie einen Traum erlebt.

Es war keiner, denn die zahlreichen Kristalle des eingetrockneten Schleims erinnerten daran.

Die Schicht lag auf dem Rasen, den Bäumen und auch innerhalb der

Klinik. Zum Glück waren die Kranken nicht betroffen worden, aber es hatte auch so gereicht.

Luigi Bergamo fand ich. »Ich gratuliere Ihnen«, sagte er und meinte es ehrlich.

Dennoch gab ich eine knappe Erwiderung. »Geschenkt.«

»Sie haben etwas gut bei mir, Sinclair.«

Ich hob die Schultern. »Bei Mafiosi denke ich anders«, sagte ich und ließ ihn stehen.

Erst Stunden später redeten wir mit Mandra und erfuhren die Geschichte von dem Menschenschlinger. Noch einmal wurde uns bewußt, welch einer ungeheuren Gefahr wir im letzten Augenblick entgangen waren. Das war kaum zu fassen.

Mandra Korab aber zeigte uns den Dolch. »Einen, Freunde, habe ich wieder.«

»Und die restlichen sechs?« fragte Suko.

Der Inder lächelte hart. »Die bekomme ich auch. Helft ihr mir bei der Suche?«

»Darauf kannst du dich verlassen!«

ENDE des ersten Teils